




TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA





# Hölderlin, Hegel und Schelling

## in ihren schwäbischen Jugendjahren.

Von

**Julius Klaiber**

Professor am Realgymnasium in Stuttgart.

---

## Eine Festschrift

### zur Jubelfeier der Universität Tübingen.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1877.




Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Der hohen

# Eberhard-Karls-Universität

in Tübingen

zu ihrer

vierhundertjährigen Jubelfeier

von dem Verfasser und der Verlagshandlung

in dankbarer Verehrung

zugeeignet.

Die Jubelfeier der Tübinger Hochschule, deren Nahen überall, wo dankbare Schüler der ehrwürdigen Eberhardo-Carolina weilen, beglückende Erinnerungen wachruft, lenkt von selbst den Blick in die früheren Zeiten ihres Wirkens zurück, und unwillkürlich wird jeder in diesen Tagen mit dem Dank für die geistige Erziehung, die er selbst bei der alma mater genossen, die Vorstellung dessen verknüpfen, was sie auf dem besondern Gebiete seiner Studien im Lauf der Jahrhunderte zu der Gesammtbildung der Nation beigetragen hat.

Für die Geschichte des deutschen Geisteslebens, soweit es in der Poesie und in den höheren Formen der Literatur hervortritt, ist Tübingen, wenn wir von den jüngeren Bildungen absehen, vorzugsweise in zwei zeitlich sich nahe liegenden, aber bestimmt geschiedenen Perioden von Bedeutung gewesen: einmal in jener erregten Zeit am Schluß der achtziger und in der ersten Hälfte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als die durch Lessing und Herder, durch Goethes und Schillers Jugendwerke hervorgerufene und durch die Kantische Philosophie mit einem neuen, gewaltigen Inhalt erfüllte Gährung der Jugend, genährt und verstärkt durch die politischen Erschütterungen jenseits

des Rheins, eine Erneuerung des Sturms und Drangs der siebenziger Jahre, aber auf ausgedehnterem Schauplatz und mit neuen Zielen des Strebens, im Schooße zu tragen schien; und dann ein zweites Mal im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, als die Frucht der eben bezeichneten Gährung, die romantische Richtung, bereits ihre Eigenthümlichkeit nach den verschiedensten Seiten hin voll ausgestaltet, und mit dem geheimnißvollen Zauberschimmer ihres neuen Weltbildes alle Herzen, die jugendlich für eine schönere Zukunft glühten, an sich zu ziehen begonnen hatte.

Beidemale finden wir in Tübingen eine Dreizahl [1] studirender Jünglinge, in denen sich die Bewegung der Geister rings um sie her verdichtet, dort stürmischer und kühner, hier ruhiger und gesättigter, dort mehr mit universeller Richtung, auf die Totalität des Geistes, die Einheit des Schönen mit dem Wahren, der Poesie und Kunst mit der Philosophie und beider mit dem Leben abzielend, hier mehr friedlich innerhalb der Poesie sich vergnügend und ihrer goldenen Früchte aus allen Zeiten und Zonen in gemeinsamem Genusse sich erfreuend: das einemal ist es Hölderlin, Hegel und Schelling, das anderemal Justinus Kerner, Ludwig Uhland und Karl Mayer, denen sich erst nach der Universität der jüngere Gustav Schwab als vierter Genosse zugesellt.

Hat die letztere Gruppe den Vorzug eines bestimmter ausgesprochenen Charakters und einheitlicher Geschlossenheit für sich, wie sie denn auch später im Wesentlichen auf dem

[1] „Die schwäbische Dichterstaude treibt gern dreiblättrig," sagt Strauß (Gesammelte Schriften 2, 201) bei Gelegenheit von Waiblinger, Mörike, Bauer, denen man dann wiederum ihn selbst mit Vischer und Pfizer an die Seite stellen kann.

in den Universitätsjahren gelegten Grunde vereinigt geblieben ist, so bietet dafür jene ältere den unvergleichlichen Reiz, den das erste Keimen und Sprossen von neuen Gedanken und Anschauungen auf uns ausübt, und die Beobachtung der hier noch an leichtem Bande zusammengehaltenen, später aber so mächtig und wirkungsvoll auseinanderstrebenden innern Gegensätze fordert die Darstellung noch entschiedener heraus, als selbst der trauliche Zauber, der bei dem jüngeren Kleeblatt in dem Bilde eines liebenswürdig innigen Freundesverkehrs uns anspricht.

Dazu kommt, daß gerade für die württembergischen Zustände die Zeit, in welche die Jugendjahre der älteren Gruppe fallen, von ganz besonderem Interesse ist, weil sie uns auf den mannigfaltigsten Gebieten den Kampf des Alten mit dem Neuen, des Einheimischen mit dem von außen Empfangenen darstellt. Reichlich zwei Jahrhunderte, im Wesentlichen seit dem Abschluß der Konkordienformel (1576), hatte der schwäbische Geist ohne lebhaftere Wechselwirkung mit dem deutschen Gesammtleben sein stilles Sonderdasein geführt, dem es bei viel Einseitigkeit und all den mancherlei Schwächen, welche von vereinzelter Entwicklung unzertrennlich sind, nicht an einem soliden Gepräge substantieller Tüchtigkeit, zumal in der Gestaltung des Unterrichtswesens, mangelte. Nun sehen wir ihn, hauptsächlich durch die kräftige Wirkung der Kantischen Philosophie geweckt, am Ende der achtziger Jahre mit einemmale sich den Einflüssen des unaufhaltsam fortschreitenden Gesammtgeistes der Nation erschließen. Aber noch ist die Gegenwirkung des Hergebrachten, Altbefestigten zu stark, und die Jünger der neuen Richtung, welche sich ganz mit den höchsten Bildungselementen der Zeit erfüllt

haben, um sie auf dem Grunde ihrer schwäbischen Eigenart und des altwürttembergischen Bildungsganges selbständig in sich umzugestalten und eigenthümlich vertieft dem allgemeinen Bewußtsein wieder zuzuführen, die Hölderlin, Hegel und Schelling müssen aus dem Lande gehen, um den richtigen Schauplatz für ihr Wirken zu gewinnen, wie schon zehn, elf Jahre zuvor der größte Sohn des schwäbischen Stammes.

In solcher Weise aufgefaßt könnte die Bildungsgeschichte dieser merkwürdigen Studiengenossen neben dem biographischen Interesse, das sie jedenfalls gewährt, nicht nur einen Beitrag zu der Entwicklungsgeschichte des schwäbischen Geistes in einer ihrer wichtigsten Perioden bieten, wie sich denn das Wesen und die charakteristische Eigenthümlichkeit solcher Epochen wohl am sichersten an konkreten Beispielen, an dem bis ins Einzelnste erforschten Lebensgang geistig bedeutender Persönlichkeiten erkennen läßt; sie dürfte zugleich auf weiterem Gebiete vielleicht nicht ohne Bedeutung für das Verständniß jener weitverbreiteten Zeitrichtung sein, aus welcher durch die sehr bestimmte Einwirkung einzelner Männer die Romantik hervorgegangen ist. Das übereinstimmende Bild dieser schwäbischen Vertreter der neuen Strömung zeigt zwar in vielen und bedeutenden Zügen eine ausgesprochene Verwandtschaft mit dem, was im Allgemeinen als das Wesen der romantischen Richtung gilt, aber in vielem andern weichen sie — auch Schelling, ehe er in den Kreis der Jenenser Genossen eintrat — so entschieden von der specifischen Erscheinungsform derselben ab, daß sich hier von einer neuen Seite die Nothwendigkeit zu ergeben scheint, in der geschichtlichen Darstellung dieser Periode des deutschen Geisteslebens die allgemein

giltigen, in naturgemäßer Folge aus den gegebenen Bedingungen hervorgegangenen Merkmale strenger, als vielfach geschieht, von jenen andern zu scheiden, die in der überstark hervortretenden Subjektivität der leitenden Persönlichkeiten ihren leidigen Grund haben.

---

Lange schon war es im Stillen mein Wunsch, an der Hand der Urkunden die Jugendentwicklung jener Drei zu verfolgen, und da nun die J. G. Cotta'sche Buchhandlung, in würdigem Andenken an ihre alten Beziehungen zu der Universität Tübingen, deren Erinnerung erst kürzlich wieder die schöne Publikation des Schiller-Cotta-schen Briefwechsels (Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1876) dem öffentlichen Bewußtsein erneuert hat, ihrerseits durch edle typographische Ausstattung einer geeigneten Schrift an der Jubelfeier sich zu betheiligen wünschte und in dieser Richtung bei mir anfragte, erwachte bei mir mit dem Herzensdrang, der mir so theuren Hochschule, der ich die glücklichsten Erinnerungen einer schönen Jugend verdanke, einen Festgruß an ihrem Ehrentag zu senden, zugleich die alte Liebe zu dem reichen Stoffe, der überdieß ganz in der Linie dessen zu liegen schien, wodurch der Cotta'sche Verlag in der Tübinger Zeit seinen Ruhm begründet hat, und sich zum Theil speciell auf Autoren desselben von damals bezog.

Zwar durfte leider nicht, wie im Hinblick auf das Universitätsjubiläum das Natürlichste gewesen wäre, die gemeinsame Universitätszeit der drei Jünglinge zum Mittelpunkt der Darstellung gemacht werden. Aus den Vorarbeiten ergab sich unzweifelhaft, daß das für die betreffenden

Jahre bereits gesammelte und in den Biographien der Einzelnen mitgetheilte Material sich nicht erheblich vermehren ließ, und daß darum auch die Darstellung der gemeinsamen Beziehungen der Drei, wie sie R. Haym in seiner ausgezeichneten Geschichte der romantischen Schule (Berlin 1870), wenn auch kurz, doch in den Gesichtspunkten zutreffend und erschöpfend, gegeben hat, nicht in einer Weise ergänzt werden konnte, welche eine selbständige Behandlung rechtfertigen würde.

War also in dieser Hinsicht auf bereits Bekanntes zu verweisen, so schien es dagegen um so mehr dem besonderen Zweck der Schrift zu entsprechen, wenn ich den Versuch machte, eines der wichtigsten Attribute der Universität, das, nahezu gleich alt mit ihr, in den früheren Zeiten die stärksten Wirkungen hervorgebracht hat, die sich an den Namen der Tübinger Hochschule knüpfen, das Tübinger Stift, nach seiner Bedeutung für die Bildung jener Drei einer eingehenderen Untersuchung, als bisher geschehen, zu unterziehen. Sie selbst zwar verhielten sich eher verneinend zu der Anstalt, in deren Räumen sie ihre fünf Studienjahre verbracht haben, und eine unmittelbar fördernde Einwirkung des Stifts auf diese begabtesten seiner Zöglinge tritt nicht sichtbar hervor. Um so größer ist der stille und unmerkliche Einfluß, den der Geist der Anstalt und ihre Lebensordnung auf sie ausübte; manches in der besondern Art der in Rede stehenden Männer läßt sich ohne genauere Kenntniß des Stiftes kaum verstehen, und an sich schon glaubte ich für ein Bild von dem damaligen Stand dieses merkwürdigen Unterrichtsorganismus, der an Eigenart, an Länge der Dauer, an Kraft und Bestimmtheit der Wirkung wohl nicht seines Gleichen in Deutschland

hat und mit einzelnen Seiten des schwäbischen Stammes-charakters in unverkennbarer Wechselwirkung steht, schon darum Interesse voraussetzen zu dürfen, weil die schon so oft gewünschte und geforderte Geschichte des Tübinger Stifts bis heute noch fehlt.

Sollte aber die Schrift einen Beitrag zum Verständniß der innern Entwicklung der drei Genossen liefern, so galt es jeden Einzelnen mit Hülfe des urkundlichen Materials, soweit es noch beigebracht werden konnte, in seine Anfänge zurückzuverfolgen und auf die allmählich hervortretenden Merkmale der besondern Eigenthümlichkeit zu achten. Es galt, das Werden und Wachsen der Seele, des individuellen Lebens, mit den darauf wirkenden Einflüssen von den Ursprüngen an zu begleiten, auf dem allgemeinen Grunde des Zeitbildes die altwürttembergischen Verhältnisse, die öffentlichen so gut wie die gesellschaftlichen und persönlichen, ganz besonders aber die Zustände des Unterrichtswesens von damals in ihrer Bedeutung für die zum Voraus gegebene Anlage zu zeichnen und so die genetische Entwicklung der merkwürdigen Individualitäten bis zu ihrem Eintritt ins Stift zu suchen, wo dann die bisher getrennten Wege zusammentreffen und die in gewissem Sinn schon bestimmt ausgesprochenen Naturen durch wechselseitige Einwirkung wie durch die gemeinsame Aufnahme der Bildungselemente der Zeit im Wesentlichen ihre bleibende und endgiltige Gestaltung gewinnen.

Gerne gestehe ich, daß mir persönlich derjenige Abschnitt, der sich mit dem stufenmäßigen Wachsthum der einzelnen Persönlichkeit beschäftigt, der anziehendste war, um so mehr, weil ich schon die Knaben- und früheren Jünglingsjahre bei jedem der Drei so durchaus eigenthümlich

gefärbt und mit seltener Klarheit auf die spätere Ausbildung hinweisend fand.

Aber psychologische Versuche dieser Art bewegen sich auf schwankem und unsicherem Grunde; sie können selten mit der scharfen Klarheit des kritischen Verstandes, vielfach nur mit den Organen der innern Anschauung und des nachempfindenden Instinkts geführt werden. Täuschungen wider Wollen und Wissen sind nirgends leichter als auf diesem Gebiete, und je mehr ich selbst mir bewußt bin, daß Vieles in dem Nachfolgenden nicht auf festen und klaren Beweisen ruht, sondern mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit aus inneren Merkmalen erschlossen ist, um so lebhafter habe ich den Leser um freundliche Nachsicht und um jene liebevolle Versenkung in den schönen und anziehenden Gegenstand zu bitten, der ich selbst bei diesen Untersuchungen am meisten verdanke.

# Friedrich Hölderlin

1770—1788.

Still und bewegt.
Rahel nach dem Hyperion.

Hölderlins innere Entwicklung zu verfolgen, hat einen ganz eigenen Reiz, zumal für den Kenner des schwäbischen Landes. Denn wenn von Einem das Goethe'sche Wort gilt: „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen," so ist es Hölderlin, der, was er als Dichter geworden, halb und mehr als halb der umgebenden Natur dankt.

Er ist am Neckar geboren, demselben Flusse, den er hernach als Knabe in Nürtingen, als Student in Tübingen wiederfand, und dessen Wellen noch der Irre vierzig lange Jahre hart unter seinem Fenster sollte dahinziehen sehen.

„In deinen Thälern wachte mein Herz mir auf," (1,45) [1] so ruft er auf der Höhe seiner Dichtung dem „geliebten Strome" zu; ihn grüßt er vor allem, wenn er aus der Ferne heimkehrend (1, 50. 54) das grüne Thal wieder sieht, „wo zwischen Bergen, da die Rebe wächst, An manchem Dorf vorüber, durch die Wiesen Zu uns herab, von

[1] Citirt ist durchaus nach der größeren Gesammtausgabe: Friedrich Hölderlins sämmtliche Werke, herausgegeben von Christoph Theodor Schwab. Erster Band: Gedichte und Hyperion. Zweiter Band: Nachlaß und Biographie. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1846. Die treffliche Biographie ist im Folgenden vielfach dankbar benützt.

luft'ger Weid' umkränzt, Das goldne, ruhige Gewässer wallt" (1, 70), und selbst wenn sein Schutzgeist dereinst ihn zu den seligen Inseln Joniens bringen sollte, wird ihm „aus treuem Sinn auch da sein Neckar nicht weichen mit seinen lieblichen Wiesen und Uferweiden" (1, 46).

Es liegt etwas Rührendes in dieser innigen Beziehung des schwäbischen Dichters zu dem schwäbischen Flusse, und man könnte versucht sein, den Neckar selbst, der so still und bescheiden durch ein Land voll friedlicher Anmuth zieht, zum Bilde des Dichters in seinem Verhältniß zu den größeren Genossen zu nehmen.

Sein Geburtsort, das uralte Städtchen Lauffen, an beiden Ufern des Flusses gelegen, ist unbedingt einer der lieblichsten Punkte am Neckar. Auf hoher Felswand, die schroff aus dem Strombett emporsteigt und von rankenden Rosen und wildem Rebenlaub umgrünt ist, steht schlank und frei mit hohem Chor die stattliche Kirche, und daneben wie ein Küchlein bei der Henne, die wunderniedliche Regiswindiskapelle, ein kleines Schaustück des 13. Jahrhunderts, der Sitz einer zarten und sinnigen Legende; eine Felseninsel gegenüber mitten in der Strömung, mit dunkeln Laubkronen, die sich über hellschimmernden Gebäuden wölben, weiter aufwärts eine lange Steinbrücke, mit vielen Bögen die Ufer verbindend, dazwischen das milde Rauschen der muntern Wellen und hinter den Häusern des Städtchens in sanftgezogenen Linien niedere Rebenhöhen — das ganze Bild, weit und doch bestimmt umgrenzt, ist so recht eine schwäbische Landschaft von idyllischem Reiz und nicht ohne einen leisen Hauch von Wehmuth.

Hölderlin selbst hat dieses Bild in der „Herbstfeier" (1, 96) mit weichem Gefühl gezeichnet, und unwillkürlich,

wenn man dort an den Wellen des Neckars hingeht, denkt man der Worte, mit denen sein Hyperion (im ältern Fragment, 2, 244) am Meles bei Smyrna die Erinnerung an Homer feiert: „Der Gedanke ist so erheiternd, daß der holde Knabe da im Sande gespielt habe und die ersten Eindrücke empfangen, aus denen so ein schöner Geist sich allmählich entwickelte.“

Noch mehr freilich gilt dies von dem stillen Plätzchen, wo, eine kleine Viertelstunde vom Fluß entfernt, eigentlich die Wiege des Dichters stand. In einsamer Abgeschiedenheit, ganz an den niedern Höhenzug gelehnt, der das Thalgelände abschließt, liegen die Reste des alten Nonnenklosters, das im Jahre 1003 zu Ehren der hl. Regiswindis gestiftet ward. Noch sieht man dort mitten im Grün der Reben verfallenes Gemäuer, da und dort auch eine gothische Fensterfüllung von dem einstigen Kreuzgang. Daneben aber erhebt sich ein geräumiges Haus neuerer Bauart, vor hundert Jahren noch der Sitz des „Klosterhofmeisters,“ der für den Kirchenkasten in Stuttgart das einstige Klostergut und seine mannigfaltigen Einkünfte zu verwalten hatte.

Schon der Großvater des Dichters, Friedrich Jakob Hölderlin, hatte seit 1730 (1742?) hier gesessen; nach altschwäbischem Brauch war ihm der Sohn, Heinrich Friedrich, im Amte gefolgt[1], und wer will sagen, ob nicht unserm Johann Christian Friedrich, der am 20. März 1770 in diesem Hause geboren ward, die gleiche Bestimmung in der Wiege zugedacht war?

Da stirbt, noch ein junger Mann, 1773 der Vater, und nach wenigen Jahren (wie es scheint 1775) muß der Knabe

[1] Vgl. „Fürstlich Württembergisch Dienerbuch“ herausgegeben von Eberhard Emil v. Georgii-Georgenau. Stuttgart 1877. S. 840 und 475.

mit der Mutter und der kleinen Schwester von dem trauten Orte scheiden. Die Wittwe hat sich mit einem Freund ihres verstorbenen Mannes, dem Bürgermeister und Kammerrath Herrn Johann Christoph Gok in Nürtingen, vermählt, wohl mit im Gedanken, dem talentvollen Knaben eine väterliche Zucht zu verschaffen. Aber noch ist dieser nicht zehn Jahre alt, als am 8. März 1779 [1], auch der zweite Vater, kaum ein Dreißiger, von einem hitzigen Fieber dahingerafft, stirbt. [2]

Unzweifelhaft ist dies für Hölderlins Entwicklung von tiefwirkendem Einfluß geworden: so trefflich die beiden Frauen waren, denen nun seine Erziehung oblag, die Mutter, der er zeitlebens eine rührend innige Pietät bewahrt hat, und die Großmutter, die wir, die „sanfte Seele,“ aus seinem schönen Gedichte „zu ihrem zweiundsiebenzigsten Geburtstag“ (1, 86) kennen, so rein und edel der Geist im Hause gewesen sein muß, wie wir schon aus dem zarten Abglanz dieses Familienlebens in Hölderlins „Ahnenbild“ (1, 18) schließen, so entschieden wir überhaupt hier die Quelle jener holden Charis, jenes feinen, sittlichen Zartgefühls erkennen, das von allem Anfang an sein köstlichstes Angebinde ist — es war eben doch nur weibliche Leitung, doppelt gefährlich, je bildsamer und empfänglicher die Natur des Kleinen war und je weniger er durch angeborenes Maß zu unmittelbarem Eingreifen der erziehenden Zucht Veranlassung geben mochte.

[1] Die genaueren Data nach den mir gefälligst mitgetheilten Kirchenbüchern in Lauffen und Nürtingen. Hinsichtlich des Geburtstages mag bemerkt sein, daß der 20. März durch das Taufbuch („1770. nat. 20. mart. ren. 21.: Johann Christian Friederich“) festgestellt, der 29. aber merkwürdigerweise vom niedern Kloster an beharrlich in allen geschriebenen und gedruckten Documenten erscheint.

[2] Den Schmerz des Knaben bei dem Tod des „ewig theuren Vaters“ schildert ein Jugendgedicht aus dem Jahr 1786, mitgetheilt im Morgenblatt 1863 Nr. 34. S. 794.

Man fühlt es nach, wie rasch der begabte Knabe mit dem frühzeitig keimenden Innenleben der mütterlichen Einwirkung entwuchs, und wie sich in diesen häuslichen Verhältnissen nicht nur die von ihm selbst empfundene „wächserne Weichheit“ entwickelte, die sich nichts zu versagen im Stande ist und gleich Goethes Werther „ihr Herzchen hält wie ein krankes Kind, jeder Wille wird ihm gestattet,“ sondern auch jener „herrische Eigensinn“ (1, 31 „wie Kinder, die zu zärtlich die Mutter hält“), dessen er sich später so oft in Briefen und Gedichten anklagt: es ist die frühe Wurzel seines Schicksals.

Von Haus aus eine tief innerliche und in dieser Innerlichkeit tief einsame Natur, wie sie unter den Schwaben besonders häufig sich finden, wendet sich der Knabe, um den mächtig hervorbrechenden geistigen Drang zu befriedigen, in Ermanglung eines männlichen Ideals an die leblose Natur; am liebsten im Freien, im Walde schweifend, oder unter den Bäumen gelagert, gibt er sich mit suchender Innigkeit den Eindrücken der schönen Landschaft hin, wie sie eben bei Nürtingen besonders ansprechend sich darbot: das freie Wiesenthal mit dem pappelumsäumten Flusse, das Städtchen im Grunde, die waldbekrönten Höhen auf der einen Seite und gegenüber, kaum zwei Stunden entfernt, die imposante Kette der schwäbischen Alb, die gerade am Abschluß des blüthenreichen Thälchens, das bei Nürtingen zum Neckar ausläuft, groß und ernst die wuchtige Masse des Hohenneuffen zeigt. Besonders wird ein stiller Schlupfwinkel auf den waldigen Höhen des linken Ufers, eine Felsschluft, tief im Dickicht verborgen, an welche sich eine Sage aus Herzog Ulrichs wechselvollem Leben knüpft, als sein Lieblingsplatz genannt, wo er dem

um sechs Jahre jüngeren Halbbruder zu erzählen oder aus seinem Klopstock vorzulesen liebte, und es ist ergreifend zu sehen, wie noch in den irren Jahren der Dichter vergeblich ringt, aus einem (für uns verlorenen) Jugendgedichte die zerrissenen Fäden dieser theuren Kindheitserinnerung an den „Winkel von Hart“ wieder zusammenzuknüpfen. (2, 342.)

So beginnt frühe schon jene Richtung und Gewöhnung, die das höchste Glück des Knaben, des Jünglings ausmachte, die selige Versenkung in die Natur, „die wandellose, stille und schöne“ (16, 6), die er später als das „Paradies der Kindheit“ in den Gedichten wie im Hyperion, in unzähligen Wendungen mit sehnsüchtigem Verlangen wieder zurückruft, jene „goldnen Kinderträume,“ da er noch der Natur „um ihren Schleier spielte, noch an ihr wie eine Blüthe hing,“ „da in leiser Lust und Schöne seiner Seele Mai begann“ (1, 14. 16). Denn in der Kindheit ist nach seiner Lehre dem Menschen sein höchstes Glück beschieden, „die unmittelbare, angeborene Einheit mit der Natur“ (2, 231).

Begreiflicherweise gehört der Ausdruck, den sich diese Stimmung in seinen Dichtungen gibt, durchaus der späteren Zeit an, und gewiß ist es eine optische Täuschung, wenn er uns als Inhalt seiner Kindheitsträume Dinge bezeichnet, die ein gereiftes Denken erfordern, aber die Richtung dieser Sehnsucht und der allgemeine Stimmungscharakter ist sicher schon damals derselbe gewesen, und unbedenklich dürfen wir aus der entwickelteren Form der bewußten Zeit Rückschlüsse wagen auf das noch gestaltlose Wogen der Empfindung in der keimenden Seele des Knaben.

Aber es fehlt auch nicht an Zeugnissen, welche diesen kindlichen Gefühlen zeitlich bedeutend näher stehen. Im Morgenblatt, Jahrgang 1863, Nr. 34. 35 ist (von C. Schwab) aus dem Besitz des bekannten Handschriftensammlers Karl Künzel in Heilbronn, eine Anzahl von bisher unbekannten Jugendgedichten Hölderlins mitgetheilt, von denen sich mehrere mit Kindheitserinnerungen beschäftigen, die zu allen Zeiten ein Lieblingsgegenstand seiner Muse waren. Ein Gedicht aus dem Jahre 1786 gibt uns wohl am sichersten die Gefühlsfarbe von damals. Er wendet sich an den jüngern Halbbruder (S. 794 f.):

Guter Karl! — in jenen schönen Tagen
Saß ich einst mit dir am Neckarstrand;
Fröhlich sahen wir die Welle an das Ufer schlagen,
Leiteten uns Bächlein durch den Sand.
Endlich sah ich auf. Im Abendschimmer
Stand der Strom. Ein heiliges Gefühl
Bebte mir durch's Herz; und plötzlich scherzt' ich nimmer,
Plötzlich stand ich ernster auf vom Knabenspiel.

Bebend lispelt' ich: wir wollen beten!
Schüchtern knieten wir in dem Gebüsche hin.
Einfalt, Unschuld war's, was unsre Knabenherzen redten —
Lieber Gott! die Stunde war so schön!
Wie der leise Laut Dich Abba nannte!
Wie die Knaben sich umarmten, himmelwärts
Ihre Hände streckten! wie es brannte —
Im Gelübde, oft zu beten — beider Herz!

Gewiß, ein schönes Bild aus dem stillen Heiligthum eines reinen Knabengemüths, aber zugleich von psycho-

logischem Interesse, weil uns diese andachtsvolle Sprache sofort an die Innigkeit der Ausdrücke erinnert, in die er später seinen Naturkultus, seine hinreißenden Hymnen an den Helios, an den Aether u. s. f. kleidete. Immer erscheint er als ein Knabe von wunderzarter Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, die ihm aber jedesmal wieder nur der Anlaß zu werden scheinen, die innere Unendlichkeit seiner Empfindung hervorzurufen und zu nähren: er nimmt die Stimmung nicht aus der Natur, er sucht in ihr das Echo der eigenen; aber sie wirkt weckend auf sein Innenleben.

Man mag sich Hölderlins früheste Knabenzeit gerne nach dem Bilde des Parcival in jener thauduftigen Episode der großen Wolfram'schen Dichtung denken, wie er in der stillen Waldeseinsamkeit von Soltane herzinnig an der Mutter hängend und doch bei ihr nicht sein volles Genüge findend, im Walde schweift und den Vögeln auf den Bäumen lauscht, und wie nun der Vöglein Sang ihm das kleine Herzchen mit unverstandenen, unaussprechbaren Ahnungen schwellt, daß ihm vor süßer Unruhe die Augen übergehen und der Knabe mit Schmerzgebärden zur Mutter gelaufen kommt, der er doch nicht zu sagen weiß, was ihn so zum Weinen zwang. Nur bleibt dem Schwabenkinde leider in dem dunkeln Weben der Gefühle jenes Gegengewicht des aktuellen Lebens versagt, das dort durch das Anschauen des Ritterthums die Innerlichkeit des Knaben in das frische Element der bewegten, handelnden Welt hinausführt. Hölderlin verharrt ungestört im dämmernden Träumen, und indem er in der lautern Luft jenes sittlichen Zartsinns, die ihn rings umgibt, die Organe des Empfindens immer feiner und vollkommener ausbildet, nährt er damit den

Keim jener Werther-, jener Tassonatur, die das Verhängniß seines Lebens wurde.

In der That, je mehr man sich in diesen Liedern, diesem Hyperion einliest, zumal in dem ältern Fragment des Hyperion von 1794 (2, 231 ff.), je mehr man durch diese stille Heiterkeit, die sich doch so ganz eigen mit einer fast magnetischen Anziehungskraft der Sehnsucht paart, in das Innere dieses Dichters und sein Werden sich hineinzufühlen veranlaßt wird, desto mehr wird man von der Aehnlichkeit mit jenen Gestalten erfaßt, in denen Goethe die eine Seite seiner wunderbaren Doppelnatur für sich und ohne das Gegengewicht der andern, auf dem eben seine Größe und innere Gesundheit beruht, darzustellen liebte.

„Wenn ich oft da lag unter den Blumen und am zärtlichen Frühlingslichte mich sonnte und hinauf sah ins heitre Blau, das die warme Erde umfing, wenn ich unter den Ulmen und Weiden im Schooße des Berges saß nach einem erquickenden Regen, wenn die Zweige noch bebten von den Berührungen des Himmels und über dem tröpfelnden Walde sich goldne Wolken bewegten, oder wenn der Abendstern voll friedlichen Geistes heraufkam mit den alten Jünglingen, den übrigen Helden des Himmels, und ich so sah, wie das Leben in ihnen in ewiger müheloser Ordnung durch den Aether sich fort bewegte, und die Ruhe der Welt mich umgab und erfreute, daß ich aufmerkte und lauschte, ohne zu wissen wie mir geschah — hast Du mich lieb, guter Vater im Himmel? fragt' ich dann leise, und fühlte seine Antwort so sicher und selig am Herzen." Dieser Satz ($1^b$, 9) könnte, mit einigen Aenderungen, fast im Werther stehen und erinnert in Geist und Fügung von selbst an jene bekannte Stelle in dem Brief vom 10. Mai.

Indeß, so sehr auch bei Werther-Goethe ein sehnsüchtiges Verlangen der Grundton seines Verhaltens zur Natur ist, ein Unterschied springt doch sofort in die Augen, der tief in beider Natur begründet ist. Goethe, indem er den empfindungskranken Werther schildert, ist selbst genesen, sicher auf den festen Boden der innern Kraft hinübergerettet; ja man möchte fast sagen, er habe sich überhaupt nur in soweit der allgemeinen Krankheit der Zeit, dem süßen Sehnen, der Wonne der Wehmuth überlassen, daß er noch immer im Innern den klaren Willen frei behielt. Er ist von Grund an der starke, auf sich selbst ruhende Geist, der sich nie an ein Objekt verliert und für den die Versenkung in ein weiches Schwelgen in der Natur eben nur eine der Durchgangsformen seines reich angelegten Wesens war.

Hölderlin aber, dem nicht wie Goethe die zweckbewußte Besonnenheit, nicht wie seinem in so manchem Betracht ihm wesensverwandten Landsmann Mörike, der gesunde Humor zur Seite stand, der arme Dichter des Hyperion ist leider ganz der Held seines Romans, dessen Krankheitsgeschichte er schreibt, und, unfähig aus dem Zauberkreis seiner Empfindung herauszutreten, wehrlos im Kampf mit der rauhen Wirklichkeit, wird er wie sein Held am Widerspruch seiner innern mit der äußern Welt zu Grunde gehen.

Damit verbindet sich ein Zweites, wovon wir nicht minder den Keim schon in der ursprünglichen Anlage suchen müssen. Bei Goethe, bei Mörike, ist der Genuß der Natur auch in der Sehnsucht noch wesentlich Anschauung,[1] ein

[1] Statt alles Weitern sei auf die Italienische Reise verwiesen, wo Goethe so oft es ausspricht: die anschauende Erkenntniß von Natur und Kunst zu gewinnen, damit ihm nichts Tradition und Namen bleibe, sei von Jugend auf sein Trieb und seine Plage gewesen; sie müsse in Rom sich vollenden. Z. B. in den Briefen vom 27. Juni und 28. August 1787.

ruhiges Achten auf das Besondere der Naturerscheinungen in ihrer mannigfaltigen Einzelheit: so ist auch in der Darstellung bei ihnen das Erste die plastische Bestimmtheit, und die Empfindung schwebt nur darüber wie ein träumerischer Hauch, die gemeine Deutlichkeit der Dinge verhüllend.

Bei Hölderlin dagegen ist, zumal in der älteren Periode, die Anschauung schwach und dürftig gegenüber der übergewaltigen Empfindung, der liebedürstenden Sehnsucht, mit der er, ein neuer Pygmalion, die Natur umschlingt, daß sie an seinem Herzen erwarme und „die Vertraute seiner Schmerzen" werde; er merkt kaum auf die einzelnen Gestalten des Naturlebens,[1] er hat nur das Ganze der Natur als geheimnißvolle Macht im Auge; die großen, allgemeinen Potenzen, das Licht, die Sonne, die Luft, der Aether sind seine Lieblinge, und was er sucht, worauf er achtet, ist nicht die Form und Bildung, es ist der innere Sinn, die tiefere Bedeutung der „verschleierten Geliebten," es ist die Seele der Natur, das Räthsel der Welt: mit dem poetischen Zug verbindet sich von allem Anfang an ein philosophischer Drang, ein ächt schwäbischer Tiefsinn.

Den klarsten Einblick in das verschwiegene Innenleben des liebenswürdigen Knaben, wie es dem Dichter selbst später vor der Erinnerung stand, gibt jenes schöne Fragment, das, früher nur in wenigen Zeilen vorliegend, vollständiger von C. Schwab in seinem Leben des Dichters (2, 267) mitgetheilt ist, und das um dieser Bedeutung willen in seiner ganzen, leider immer noch fragmentarischen Fassung hier stehen möge:

[1] So erklärt sich auch das auf den ersten Blick verwunderliche Urtheil Goethes über Hölderlins Gedichte, daß er mit der Natur nur durch Ueberlieferung bekannt zu sein scheine. (Schiller-Goethescher Briefwechsel 1[3]. S. 312.)

Da ich ein Knabe war,
Rettet' ein Gott mich oft
Vom Geschrei und der Ruthe der Menschen,
Da spielt' ich sicher und gut
Mit den Blumen des Hains,
Und die Lüftchen des Himmels
Spielten mit mir.

Und wie du das Herz
Der Pflanzen erfreuest,
Wenn sie entgegen dir
Die zarten Arme strecken,
So hast du mein Herz erfreut,
Vater Helios! und, wie Endymion,
War ich dein Liebling,
Heilige Luna!

O all ihr treuen,
Freundlichen Götter!
Daß ihr wüßtet,
Wie euch meine Seele geliebt!

Zwar damals rief ich noch nicht
Euch mit Namen, auch ihr
Nanntet mich nie, wie die Menschen sich nennen,
Als kennten sie sich.

Doch kannt' ich euch besser,
Als ich je die Menschen gekannt,
Ich verstand die Stille des Aethers,
Der Menschen Worte verstand ich nie.

Mich erzog der Wohllaut
Des säuselnden Hains,
Und lieben lernt' ich
Unter den Blumen.
Im Arme der Götter wuchs ich groß...

Wenn wir im Vorangehenden, um uns das Element zu vergegenwärtigen, in welchem Hölderlins inneres Wesen sich entfaltete, um ein Bedeutendes vorgreifen und aus spätern Bekenntnissen die ersten Anfänge erschließen mußten, so ist es nun Zeit, den äußern Gang seines Lebens wieder aufzunehmen.

Der fromme Sinn der Mutter hatte den Knaben zum Theologen bestimmt, was ohnedies nach schwäbischer Sitte in ihrer Lage so gut wie selbstverständlich war. Den ersten Unterricht gewährte die Nürtinger Lateinschule, welche sich schon damals, unter dem Präceptor M. Kraz, eines besondern Rufs erfreute; daneben erwähnt Hölderlin in seinem curriculum vitae (in dem gedruckten Magisterialkatalog von 1790) noch des Privatunterrichts, den er bei dem zweiten Geistlichen des Städtchens, dem Helfer M. Köstlin, einem Verwandten Schellings, genoß.

Im Jahr 1784 führte sodann das berühmte „Landexamen," damals noch eine Landesangelegenheit im vollsten Sinne des Worts, den Vierzehnjährigen in das niedere theologische Seminar oder, wie vor 1806 die amtliche Bezeichnung war, das „Kloster," und zwar zunächst für zwei Jahre nach Denkendorf.

Der Ort selbst, nur wenige Stunden von der Heimat Nürtingen in einer anmuthigen Thalsenkung der hohen Filderebene gelegen, hätte den besondern Lieblingsneigungen

Hölderlins mannigfache Anregung bieten können: er hatte nicht weit zu den Wäldern, in denen er so oft als Knabe geträumt, und den geliebten Blick auf die Kette der Alb hinüber konnte er sich mit leichter Mühe verschaffen, so oft er aus dem klösterlichen Banne heraus durfte. Daß freilich die Klostergebäude selbst mit den Resten mittelalterlichen Glanzes, daß namentlich die interessanten Formen der romanischen Kirche wenig auf ihn wirkten, so wenig als hernach die ungleich bedeutenderen Anschauungen in Maulbronn, läßt sich zum voraus sagen; denn wenn Hölderlin allerdings verschiedene Elemente der romantischen Richtung in selbständiger Ursprünglichkeit in sich getragen hat, das Mittelalter wenigstens scheint nie einen verwandten Klang in seinem Herzen geweckt zu haben.

Leider sind wir über die zwei Jahre seines Denkendorfer Klosterlebens, denen für seine seelische Entwicklung eine hervorragende Bedeutung beigelegt werden muß, gerade am spärlichsten unterrichtet. Um so mehr wird es geeignet sein, die durchaus eigenartige Form des Zusammenlebens, wie wir sie in diesen württembergischen Klosterschulen noch im vorigen Jahrhundert finden, uns klar zu machen, und dann ihren Einfluß auf die uns bereits bekannte Subjektivität des Knaben zu ermessen.[1]

Bekanntlich hatte Herzog Christoph um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die aufgehobenen Mannsklöster in Württemberg zu Klosterschulen umgewandelt, mit der schönen Bestimmung, daß „Kirchendiener zum Lehr- und Predigtamt, und so viel es immer mit dem Segen des

[1] Als Quelle dient für das Folgende hauptsächlich die treffliche ältere Schrift von Wunderlich, Hauff und Klaiber: „Die ehemaligen Klosterschulen und die jetzigen niedern, evangelischen Seminarien in Württemberg." Stuttgart 1833.

Allmächtigen zu erhalten, fürderlichst daselbst erzogen" und bis zur Aufnahme in das Stipendium in Tübingen kostenfrei gekleidet, genährt und unterrichtet werden sollten. Anfänglich 12—13 an der Zahl und zum Theil auch für Anfänger im Lernen bestimmt, waren diese Schulen im Lauf der Zeit auf vier beschränkt worden, zwei „niedere Klöster," welche die in den Lateinschulen Vorgebildeten und im Landexamen Bestandenen vom vierzehnten bis zum sechzehnten Jahr beherbergten, und zwei „höhere," die, hieran anschließend, den Uebergang zur Universität vermittelten.

Jede Schule hatte zwei Lehrer, früher Klosterpräceptoren, seit 1752 Professoren genannt, neben denen der Abt oder Propst, der meist zugleich als Generalsuperintendent einem der vier Kirchensprengel des Landes vorstand, die Oberleitung und den speciell theologischen Unterricht besorgte.

Das spätere Repetenteninstitut, so sehr es durch das ganze System gefordert schien, war an den Klosterschulen noch unbekannt, und damit fehlte nun freilich eine sehr wesentliche Vermittlung zwischen den jungen Leuten und ihren Obern. Denn wenn der Prälat nach den damaligen Landesanschauungen zum voraus von einem Nimbus von Hoheit umgeben war, zu dem die Alumnen nur mit scheuer Ehrfurcht emporzublicken wagten, so war auch bei den Professoren, wiewohl sie mit den höheren Lebensjahren in der Regel in einträgliche Kirchenämter vorrückten, der Altersunterschied zu bedeutend, als daß sich ein persönliches Vertrauensverhältniß zu den jungen Leuten hätte bilden können, das dem scheuen und zurückhaltenden Charakter dieser Altersstufe ohnedies so schwer wird, während es doch so überaus wichtig für ihre gedeihliche Entwicklung ist.

Sahen sich diese somit im Wesentlichen auf sich selbst gewiesen, so war nun um so bedenklicher, daß in der Disciplin und Hausordnung noch größtentheils die ursprünglichen Normen galten, welche in der mönchisch ascetischen Auffassung früherer Zeiten ihren Grund hatten und zum Theil unmittelbar den einstigen Novitiatsstatuten entstammten.

Dahin gehört, abgesehen von der schwarzen, ärmellosen Kutte, ohne welche die Alumnen sich niemals zeigen durften — den Neueintretenden wurde „von Klosters wegen eine Anstandskutte neu gemacht, damit sie in publico anständig erscheinen können" — besonders die gehäuften „Chorandachten," das zu mechanischer Uebung führende Uebermaß der biblischen „Lektionen," zumal während des Mittag- und Nachtessens, die unfreundliche Härte des Strafsystems und vor allem die bedenkliche Beschränkung der Erholungszeit, zumal der Ausgangsfreiheit.

Für die „Recreation" ließ die Klosterordnung eben nur je 1—1½ Stunden nach dem Mittag- und dem Nachtessen offen, ohne übrigens die Benützung dieser kurzen Zeit dem Einzelnen wirklich frei zu geben. Die Recreation, heißt es sehr bezeichnend in einer Verordnung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts (Wunderlich, Anhang I, S. 88), bestehe eigentlich in einer remissione a laboribus ordinariis et seriis, wobei es auf eine gelassene Ruhe angesehen sei; der ordinäre Recreationsort sei im Sommer der Klosterhof, wo es aber stets ordentlich, ehrbarlich, bescheiden, ohne Gespring, Geschrei, Kälberei u. dgl. zugehen müsse. Ludi pueriles stehen studiosis durchaus nicht an; darum könne und werde es aber vernünftigen und moderaten Gemüthern an ehrlichen Ergötzungen nicht mangeln von solcher Gattung, da bei mäßiger Bewegung des Leibes auch

- 18. Jht. ?

das Gemüth aufgeheitert und immer auf etwas Anmuthiges und Nützliches gewendet werde. Solcherlei sei vorderist die Musik, worinnen sich die Einen üben und die Andern damit erquicken können, ferner placidae deambulationes in area, dormitorio etc., entweder unter einigen (d. h. einsamen) Spekulationen, oder wann ihrer zwei bis drei freundlich und nützlich mit einander discurriren und conferiren de variis partibus studiorum minus seriis, logicis, rhetoricis, poëticis, geographicis, historicis etc. Es gehöre ferner hieher das studium botanicum, lapidum figuratorum etc., worinnen man liberalibus et cupidis ingeniis gerne Anleitung gebe und niemalen difficil gewesen. In Winterszeit, da der Hof mit Schnee und Eis bedeckt sei, müsse freilich der bescheidene Spaziergang auf dem Dorment (Hausgang) das Beste thun.

In einer weitern Verordnung wird anerkannt, daß die „Erquickung im Feld" (im Freien) dem Leib und Gemüth eines Studirenden unfehlbar gut und heilsam sei, namentlich — wird beigefügt — wenn sie mit Maß und bescheidentlich gebraucht werde. Die Erlaubniß möge ihnen aber allein bei guten Sommertägen und thunlichem Wetter, an einem Montag oder auch Donnerstag, wöchentlich einmal, selten zweimal, auf etwa ein bis zwei Stunden ertheilt werden. Die Ordnung dabei sei, daß der Primus oder aus mehreren Verordneten der poëta hebdomadarius bei dem Prälaten nomine collegii mit einem geschriebenen carmine und kurzem lateinischen alloquio ante mensam darum gebührend petire; doch sollen studiosi dabei diese Diskretion üben, daß sie bei unfreundlichem Wetter und andern nicht zustimmenden Umständen selbst abstrahiren.

Sind sie nun in campo, so sollen sie allenthalben gedenken, wie sie in den Augen Gottes, der Engel und ehrlicher Leute wandeln, auch sich gewöhnen, neben Ermunterung des Leibs und Schöpfung frischer Luft ihr Gemüth in der Betrachtung der mannigfaltigen Weisheit und Güte Gottes aus dem Buch der Natur zu üben, und dahin ihre Betrachtungen und Diskurse richten. Es sollen dabei zum wenigsten zwei, drei oder auch mehrere mit einander gehen, doch auch einen großen Schwarm Vieler zumal vermeiden. Wer allein gehend sich finden läßt, soll geahndet werden. So versieht man sich schließlich auch hinsichtlich der Rückkehr, daß sie lieber zu bald als sträflich zu spät bei ihren studiis sich wieder einfinden.

Man halte es nicht für Abschweifung, daß wir so lange bei diesen Bestimmungen verweilen; sie führen uns unmittelbarer als jede Schilderung in die Luft, in den Geist ein, der in diesen Klostermauern herrschte, und unwillkürlich steht immer die traute Gestalt unseres Hölderlin vor unserem Auge: er mit seinem weichen anschlußdürstenden Gemüth, mit dem ursprünglichen Freiheitsgefühl, mit dem innigen Naturbedürfniß, nun weggerissen von dem milden Herzen der Mutter, durch harte, grämliche Gesetze von der herrlichen Frische der Waldluft geschieden und in dumpfen Klosterräumen eingeschlossen, um nur dann und wann „auf einen Feiertag," in der Kutte, die Welt zu sehn — in der That, wenn man sich diesen Gegensatz vor Augen hält, begreift man, empfindet man mit herzlichem Mitgefühl, daß es nicht leere Phrase, nicht bloß jugendliche Selbsttäuschung ist, wenn er so oft in Briefen und Gedichten von den Leiden, den Schmerzen seiner Jugend, von den herben Tagen der Knechtschaft spricht, man begreift es,

wie er, der Offengeartete, der Heiterangelegte, der von Haus aus voll freudigen Gefühls für das Wohlsein aller Geschöpfe war, nun immer tiefer in sich selbst hineingeführt wird und, abgezogen von der Welt, die er, wie später Goethe von ihm sagt, nur durch Tradition kennt, in elegischer Resignation seine ideale Welt im Innern zu gestalten bemüht ist.

Dazu kommt noch ein Anderes: was Hölderlin noth that, war vor allem Erziehung, feste, besonnene Leitung einer überlegenen Persönlichkeit. Statt dessen hatte er jetzt im Grunde nur leblose Gebote und Verbote sich gegenüber, gegen deren theilweise Unvernünftigkeit sich sein lebhaftes Freiheitsgefühl empörte, und so wird er, des edleren Wollens sich bewußt, jetzt noch weniger die Selbstbeherrschung lernen, auf der unsre ganze Hoffnung für unsern Liebling in seiner gefährlichen Gemüthsverfassung beruht. „Wie haſſ' ich alle die Barbaren, schreibt sein Hyperion an Bellarmin (1 b, 10), die sich einbilden, sie seien weise, weil sie kein Herz mehr haben, die tausendfältig die jugendliche Schönheit tödten und zerstören mit ihrer kleinen unvernünftigen Mannszucht!" Und ein andermal: „Wenn nur die Schülerjahre erst vorüber wären, dacht' ich oft. — Guter Junge, sie sind noch lange nicht vorüber!"

Verhältnißmäßig die beste Erziehung in diesen Umständen ist oft die, welche die jungen Leute durch wechselsweise Reibung an einander sich gegenseitig selbst angedeihen lassen, und gerade für die besondere Art von Hölderlins Wesen hätte das Zusammensein mit so vielen frischen, muntern Naturen von gleichem Alter und Studiengang[1] von wohl-

[1] In dem Magisterbuch von 1786 sind die „Alumni zu Denkendorf von Michaelis 1784—86" S. 113 aufgeführt. Es sind im Ganzen 29.

thätigem Einfluß werden können. Aber die Grundbedingung dafür war die Fähigkeit, einen Spaß zu verstehen oder neckenden Spott kräftig zurückzugeben. Und leider hatte die Natur dem Knaben, den sie so freundlich begabte, nicht ein Tröpfchen Humor, nicht ein Körnchen von jenem leichtmüthigen Sinn verliehen, ohne den unter Menschen zu leben zur Qual wird. Man sieht mit Schmerz, wie es gehen mußte; ohne Verständniß für ihr fröhliches Treiben, das ihm „der Lärm der Thoren" heißt, und in seiner stillen Herzensheiterkeit von ihnen nicht verstanden, zieht er sich einsam in die „Stille" zurück, die er in einem noch zu betrachtenden Jugendgedicht seine „immertreue Freundin" nennt:

„O wie pflegtest du den armen Jungen,
Theure, so mit Mutterzärtlichkeit,
Wenn er sich im Weltgewirre müd gerungen,
In der lieben, wehmuthvollen Einsamkeit."

Da umschweben ihn dann tröstend die Erinnerungen an das Mutterhaus, an die selige Zeit da er noch im Walde schweifen, in den Armen der Natur, der geliebten, schlummern und träumen durfte.

Jetzt ist ihm die Natur, aus der er bisher seine innere Nahrung zu ziehen gewohnt war, erbarmungslos verschlossen; sehen wir nun, ob ihm das Klosterleben vielleicht einen anderweitigen Ersatz zu bieten im Stande war.

Der Unterricht in den Klosterschulen, den ihr fürstlicher Stifter sofort mit bemerkenswerther Entschiedenheit auf den gründlichen Betrieb der alten Sprachen gebaut hatte, war, zumal seit dem großen Kriege, von seiner Höhe zurückgekommen: wie auch anderwärts, war die scriptio latina

so sehr zur beherrschenden Macht geworden, daß nicht nur die umfassendere Kenntniß der römischen Literatur, sondern ganz besonders der ehemalige Ruf der württembergischen Klosterschulen auf dem Gebiet des Graecum bedenklich darunter litt. Indessen versuchte man um die Zeit, welche uns hier beschäftigt, in dieser wie in andern Beziehungen mannigfache Reformen, und gerade Denkendorf, das erst im Jahr 1713, an Stelle des (1692) von den Franzosen zerstörten Hirsau, zum niedern Kloster geworden war,[1] hatte besonders durch das Verdienst des trefflichen Johann Albrecht Bengel, der von 1713 bis 1741 Klosterpräceptor in Denkendorf war, von Anfang an eine gediegenere Richtung im Unterricht, namentlich dem griechischen, eingeschlagen, und war nachher auch von dem bekannten, geistvollen Weißensee (1740—1767), der hier als Propst 94 Jahre alt starb und für einen der feinsten Pädagogen galt, und von dem Professor Steinweg, einem geschätzten Hebräer, (1734—1762) in dieser humanistischen Bahn erhalten worden.

Zu Hölderlins Zeit stand das Kloster unter dem damals 70jährigen Prälaten M. Johann Jakob Erbe, der zuvor Special in Urach und Prälat zu St. Georgen gewesen war und 2. November 1791 „plötzlich an einem Schlage starb, da er in Stuttgardten wegen des Synodi anwesend war." Die Professoren waren M. Jak. Nik. Hesler (geb. 1733), später Special zu Vaihingen, und M. Wilhelm Ludwig Dreher (geb. 1738), der 28. Juli 1807 ebenfalls in Stuttgart „während eines Besuchs daselbst aetatis 69" starb.[2]

[1] Die frühere, schon mit der Reformation eingerichtete Klosterschule war 1584 aufgehoben worden.

[2] Die Notizen aus dem Fürstlichen Dienerbuch, aus Binder, Wirtembergs Kirchen- und Lehrämter, 2 Bde. Tübingen 1798. I. S. 97 ff. und aus den Magisterbüchern von 1786. 1790. 1794 ff.

Sonst war leider von diesen Lehrern nichts zu erfahren; was Hölderlin an ihnen hatte und über sie dachte, ob vielleicht der eine oder andere sich seiner freundlich annahm, ihm vielleicht den wirksamen Anstoß nach dieser oder jener Richtung gab, wir wissen es nicht; dagegen besitzen wir noch einen Lektionsplan von Denkendorf, den das angeführte Schriftchen von Wunderlich (als Beiblatt zu S. 36) mittheilt, und es trifft sich glücklich, daß er sich auf den Sommer 1785 bezieht, somit das zweite Semester, das Hölderlin in Denkendorf zubrachte. Er gewährt einen so deutlichen Einblick in den durchaus eigenthümlichen und pädagogisch merkwürdigen Unterrichtsorganismus der württembergischen Klosterschulen im vorigen Jahrhundert, daß es sich von selbst rechtfertigt, wenn wir einige Bemerkungen daran knüpfen.

Er enthält den wöchentlichen Tageslauf von Morgens 5 bis Abends 8 Uhr. Um 5 Uhr im Sommer (6 Uhr im Winter) wird aufgestanden; nur der Sonntag und Montag verlängern den Morgenschlaf um eine glückliche Stunde. Das Erste des Tags ist das gemeinsame Morgengebet mit Verlesung eines Kapitels aus dem Alten Testament; über dem Waschen sodann und der Morgensuppe vergeht die erste Stunde. Nun folgt die geistige Arbeit des Vormittags 6—10 1/2 (im Winter eine Stunde weniger), abgeschlossen durch die Choranbacht von 10 1/2—11 Uhr, welche in „Gesang, Vorlesung eines Psalms, eines Kapitels aus dem Alten Testament, eines Gebetes oder einer religiösen Betrachtung, und Absingung der lateinischen Kollekte“ besteht. Um 11 Uhr beginnt das Mittagessen mit seiner Bibellektion; darauf, wie wir bereits wissen, Recreation bis 1 Uhr.

Genau entsprechend ist der Nachmittag gegliedert: von 1—5 1/2 Uhr Arbeitszeit, dann wieder Chorandacht und um 6 Uhr das Nachtessen mit darauf folgender Recreation, bis um 8 Uhr der Tag im gemeinsamen Nachtgebet mit Verlesung eines Kapitels aus dem Neuen Testament und Gesang seinen Abschluß findet. Besonders Fleißige, die an den neun Arbeitsstunden des Tages noch nicht genug haben, mögen dann noch weitere Privatstudien treiben, für welche eine Gränze nicht angegeben ist.

Lassen wir das Letztangeführte bei Seite und berücksichtigen wir die besondern Verhältnisse des Sonntags mit 6 1/2 und des Montags mit 8 Stunden Arbeitszeit, so ergibt sich im Ganzen die große Zahl von 59 1/2 Arbeitsstunden in der Woche. Nun ist es in hohem Grad bemerkenswerth, daß die eigentlichen Lektionen nur ein Drittel dieser Gesammtzeit, nämlich 19 Stunden in Anspruch nehmen, wobei in dem betreffenden Semester die theologischen Fächer mit 2, das Lateinische mit 7, Griechisch und Hebräisch mit je 2, Geographie und Arithmetik je mit 1 1/2, Logik, Rhetorik und Geschichte je mit 1 Stunde sich angesetzt finden.

Es ist hiebei auch die Anordnung der Stunden und Fächer nicht ohne Interesse, weil sie zeigt, wie sehr man sich der großen Vortheile, welche das Zusammenwohnen in einer Anstalt gewährt, bewußt war: von den vier Lektionen der eigentlichen Lektionstage sind je zwei auf den Morgen, zwei auf den Nachmittag gelegt, aber stets wieder unter sich durch eine Stunde Privatarbeit getrennt; jede Lektion sollte, wie es scheint, die Aufmerksamkeit in frischer Kraft vorfinden und die gesammte Tagesarbeit durch gesunden Wechsel der geistigen Funktionen erleichtert werden.

Auf der andern Seite aber ist das sachlich Zusammengehörige möglichst auch zeitlich zusammengeordnet, sehr im Gegensatz zu der bei uns üblichen und eben durch die Menge der Lehrstunden und Unterrichtsgegenstände geforderten gleichmäßigen Auseinanderlegung. So ist beispielsweise auf den Dienstag Vormittag alles Hebräische (in dem betreffenden Semester Exodus), auf den Dienstag Nachmittag alles Griechische (damals Neues Testament und Xenophons Cyropädie — für später ist Homers Ilias bezeugt —) der Woche vereinigt, so ist der Mittwoch in seinen vier Lektionen ganz für die lateinischen Prosaiker (Cornelius Nepos und Cicero's epp. ad fam.), der Donnerstag vorzugsweise für die lateinische Poesie und Versificirung vorbehalten, und das exercitium hebdomadarium kündigt sich schon äußerlich als ernster und bedeutungsvoller Wochenschluß dadurch an, daß am Donnerstag die vorhergehende Arbeit censirt, am Freitag Vormittag das neue Thema dictirt wird und nun am Freitag Nachmittag $3\frac{1}{2}$, am Samstag Vormittag aber $4\frac{1}{2}$ Stunden für die Ausarbeitung desselben (nebst einer „wohl elaborirten ungezwungenen Variation" mit den obligaten lateinischen Versen über denselben Gegenstand [1]) angesetzt sind.

Fügen wir nun zu jenen 19 Lektionen noch die „Musikübungen" mit ihren 5 Stunden hinzu, an denen sich unser Hölderlin als trefflicher Flötenspieler jedenfalls mit Eifer betheiligt hat, so bleiben noch immer $35\frac{1}{2}$ Stunden in der Woche für das Privatstudium der Schüler übrig, welches damit klar und bestimmt als der eigentliche Kern und Mittelpunkt des ganzen Unterrichts bezeichnet ist.

[1] Man liest wohl manchmal, die Verse seien stets freiwillige Arbeit gewesen. Aber in den Klosterstatuten von 1757 (Wunderlich S. 35) heißt es: „So soll auch von der poësi latina als einer angemessenen Cultivirung latinitatis et ingenii Niemand sich zu entziehen vergönnt seyn."

Der größte Theil dieser bedeutenden Gesammtzahl ist nun freilich, wie sich bei näherer Betrachtung zeigt, zum voraus für besondere Zwecke bestimmt, einmal für das Hebdomadar, wie bereits gesagt, 8 Stunden; sodann am Montag $3^1/_2$ Stunden, welche als „Vorbereitung auf die Lektionen der Woche" bezeichnet sind; ferner die zwischen die Lektionen eingeschalteten Stunden, welche zunächst wohl ebenfalls dem Zweck der Präparation oder Repetition dienten, aber auch leicht zu unmittelbar an das Vorgetragene sich anschließenden Uebungen und Aufgaben verwendet werden konnten. Bei alledem finden wir aber doch noch eine erhebliche Zeit — wie namentlich die $5^1/_2$ Stunden Privatarbeit am Sonntag — die zu selbständigen Studien im Zusammenhang sich verwenden ließ.

Ueber den pädagogischen Werth dieser Einrichtungen im Ganzen kann man ohne Zweifel verschiedener Ansicht sein. Man wird jedenfalls in dem ungewöhnlich ausgedehnten Maß der Arbeitszeit eine übergroße Belastung für junge Leute von 14– 15 Jahren erkennen, und sicher lag ein zweifelhafter Schutz gegen diese Gefahr in dem Mangel an richtiger Ueberwachung der Privatarbeit, indem die visitirenden Besuche des Professor hebdomadarius, wie oft auch immer wiederholt, natürlich nicht genügen konnten, und die aus der Mitte der Alumnen bestellten Censoren im besten Fall die äußerliche Ruhe verbürgen mochten. So war allerdings die Versuchung die Arbeitszeit zu vergeuden groß und dauernd, und der Anreiz, der für den Ehrtrieb in den vierteljährlichen Locationen lag — mit denen es überdies nicht so genau genommen wurde, weil man, wie es scheint, die entscheidende Location am Ende des ersten Jahrs nicht gerne abänderte — mag wohl nur

bei den Tüchtigen viel gefruchtet haben. Man wird auch geltend machen, daß diese Altersstufe im Allgemeinen noch nicht in der Lage ist, mit Nutzen selbständige Studien zu treiben, und daß die Bestimmung des §. 13 der Statuten von 1757, wonach die Alumnen „nicht nach eignem Sinn und Gutbefinden, sondern nach der Vorschrift des Prälaten und der Professoren, wie selbige es einem jeden nach seinen Umständen gut erachten," ihr Privatstudium einrichten sollten, bei der großen Zahl der Schüler und der geringen Wärme ihrer Beziehung zu den Lehrern ohne großen Werth geblieben sein dürfte.

Allein so mangelhaft die praktische Ausführung gewesen sein mag, so bedeutend und von ächt wissenschaftlichem Geiste eingegeben ist doch die zu Grunde liegende Anschauung, welche nicht nur für die Bewältigung des im Unterricht mitgetheilten Wissensstoffes den Nachdruck auf die eigene Arbeit des Schülers und die innere Durchdringung legt, sondern ihm auch eine angemessene Zeit zu eigenen und freien Schritten auf dem Felde der Wissenschaft offen hält.

Es ist das achtungswerthe Princip der alten Tradition, daß die Schule nur die Anleitung, nur die „Manuduction" zu geben habe, daß aber in der Hauptsache der Mensch durch sich selbst und aus eigener Kraft und Initiative etwas werden müsse und darum in erster Linie selbst die Verantwortlichkeit trage. Und an den begabten Naturen hat sich gewiß dieser Grundsatz bewährt, und gewiß ist ein Theil der bemerkenswerthen Zahl von selbständigen Köpfen, von tüchtigen Charakteren und originalen Individualitäten, welche aus den württembergischen Klöstern hervorgegangen sind, jenem Princip und dem weiten Spiel-

raum zu danken, der in der alten Studienordnung der Privatarbeit des Einzelnen gegönnt war.

Für eine träumerische Natur, wie unser Hölderlin, war nun freilich diese Studienordnung nicht ohne Gefahr, weil sie nicht zu energischer und präciser Arbeit nöthigte, und jene schwäbische Gründlichkeit und Gediegenheit eines umfangreichen und befestigten Wissens, welche Hegel und Schelling auszeichnet, ist auch später nicht eigentlich Hölderlins Stärke gewesen, wie das Schiller aus seinem ersten Gespräch mit ihm ganz richtig entnimmt.[1] Aber für die Ausbildung seines specifischen, auf inneres Wachsthum angelegten Wesens war allerdings die Gelegenheit zu stiller Arbeit von großer Bedeutung.

Es ist gewiß nicht gewagt, wenn wir annehmen, daß er den Trost für die verkümmerte Freude an der freien Natur, nächst der Beschäftigung mit seinem Klopstock und Anderem, was er etwa von deutscher Poesie damals schon kennen mochte, vorzugsweise im Studium suchte, und daß seine früh und bestimmt entwickelte Subjektivität ihre Befriedigung weniger in pünktlicher Erfüllung der Aufgaben des Unterrichts und gleichmäßiger Pflege der verschiedenen Lehrfächer gefunden, sondern aus dem Kreis derselben sich ein ihr besonders zusagendes ausgewählt hat, das ihr in ähnlicher Weise, wie früher die Natur, Gelegenheit bot, den eigenen Empfindungsreichthum zu entwickeln.

Und wo hätte er, was er brauchte, wo hätte er den Ersatz für die Natur besser finden können als in der schönen Welt der Griechen? In der That ist die Aehnlichkeit in die Augen fallend: liebt er doch in den Griechen

[1] Schiller an Frau v. Kalb, Ludwigsburg 1. October 1793, in E. Köpke, Charlotte v. Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe. Berlin 1852.

vor allem das Ursprüngliche, das rein aus der Hand der Natur Entsprungene, „jenen Zustand der höchsten Einfalt, der sich ganz in glücklicher Harmonie mit der Natur entfaltet hat", gebraucht er doch von beiden Gegenständen seiner Liebe die gleichen Ausdrücke der Bewunderung, indem er von ihrer Stille, ihrer ruhigen Hoheit, ihrer Reinheit und freien Nothwendigkeit redet, stattet er doch im Grunde beide mit dem Höchsten und Edelsten aus, was sein Herz in sich trägt, um es vermöge jener holden Täuschung, die der Liebe so natürlich ist, als immanente Eigenschaft des geliebten Gegenstandes zu verehren und gleichsam erst von ihm zu entlehnen.[1] Und wenn wir auch hier wieder zwischen dem ursprünglichen Verhalten und dem spätern Ausdruck desselben unterscheiden müssen, so ist doch auf den ersten Blick zu erkennen, daß Sehnsucht und begeisterte Liebe von allem Anfang an der Grundton seines Verhaltens zu den Griechen so gut wie zur Natur gewesen ist.

Es war leider nicht möglich irgendwie festzustellen, wann und wo Hölderlins Begeisterung für das Griechenthum begonnen hat, ob diese und jene Persönlichkeit, ob ein literarisches Werk, Winckelmann vielleicht oder Herder, auf ihn gewirkt hat. Aber offenbar bedarf die Sache keiner besonderen Herleitung. Die Bewunderung des Hellenenthums nicht nur, sondern auch die specifische Auffassung desselben, die sich vorzugsweise an seinen Namen knüpft und bei ihm allerdings in der geistvollsten und

[1] Man vergleiche hiefür besonders die feine Entwicklung von Hölderlins Denk- und Dichtweise von W. S. Teuffel, zuerst in den Monatblättern der Allgemeinen Zeitung 1847, Februar, S. 61—72, wieder abgedruckt in der gehaltreichen Sammlung „Studien und Charakteristiken zur griechischen und römischen, sowie zur deutschen Literaturgeschichte." Leipzig 1871. S. 473. 502.

hinreißendsten Weise sich findet, ist doch damals nichts Seltenes, Individuelles; sie liegt gewissermaßen in der Luft; wir finden sie bei Schiller schon in den „Göttern Griechenlands“ (1788), hier sogar mit demselben Ton der sehnsuchtsvollen Wehmuth, bei W. v. Humboldt, wir finden sie in merkwürdigem Zusammentreffen mit Hölderlin in den Erstlingsschriften (1794 ff.) Friedrich Schlegels.[1] Niemand aber war von Haus aus so ganz dazu geartet, selbständig in den Griechen das köstliche Ideal seines Herzens zu finden, wie dieser deutsche Grieche, dieser in wahrhaft seltenem Maße zu freier Menschlichkeit angelegte und von sich aus im schönsten Einklang mit der Natur sich entwickelnde Hölderlin.

Man hat es längst bemerkt, daß die Art, wie Hölderlin die Kräfte, welche die Welt bewegen, zu persönlichen Wesen gestaltet und als Hypostasen sich gegenüberstellt, ächt hellenisch ist und den uralten Proceß der griechischen Mythenbildung in unbewußter Nachdichtung wiederholt. Aber dies ist selbst nur der Ausfluß einer andern, tiefer liegenden Eigenheit, die wir in solcher Weise kaum bei einem andern Nordländer wiederfinden, und die ihn mehr als andere dem Volke urverwandt erscheinen läßt, das einen Sophokles und Platon erzeugt hat: seine geistige Persönlichkeit stellt uns in ihrer durchaus harmonischen Anlage jene ursprüngliche und elementare Einheit von Schön, Wahr und Gut dar, in der wir einen charakteristischen Unterschied von der vorherrschend nach der einen oder der andern dieser Richtungen gezogenen Einseitigkeit unserer modernen und nordischen Naturen empfinden, denen es

[1] Man vergleiche namentlich die eingehende Darstellung derselben bei Haym, romantische Schule. S. 179—199.

erst auf dem Wege der Bildung gelingt, jene Einheit herzustellen. [1] Für Hölderlin ist Philosophie nur in Form poetischer Intuition, Poesie nur als phantasievoll empfundene und dichterisch concipirte Darstellung philosophischer Ideen möglich, und beides ist von jener sittlichen Lauterkeit durchflossen, die ihm nicht eine mühsam errungene Frucht der Selbstveredlung, sondern holdes Geschenk der Natur ist. [2]

Diese anmuthvolle Leichtigkeit einer apollinischen Begabung, für die das Naturgemäße zu sein scheint die Luft des Schönen zu athmen, ist es ohne Zweifel, was doch wohl jeden, der mit Hölderlin bekannt wird, in seinem Wesen etwas den Griechen Verwandtes erkennen läßt. Nehmen wir hiezu das angeborene Gefühl für Rhythmus und schönes Maß, das selbst bei der empörtesten Ruhelosigkeit des Inhalts doch die Rede niemals über den Rand des Bechers gähren läßt und den feineren Sinn mit köstlichem Wohllaut tränkt, so ist uns, als müßte dieser Hölderlin, wenn ihm die Geisteswelt der Griechen im edeln Klang der Laute, in der klaren und geistvollen Gliederung der Sprachformen, in der liebenswürdigen Natürlichkeit der klassischen Schriftwerke entgegentrat, zu Muthe geworden sein, wie wenn er Klänge aus seiner geistigen Heimat vernähme. Und wenn er nun gar mit

[1] Etwas Aehnliches schreibt Alexander v. Humboldt Goethe zu, wenn er im zweiten Band des Kosmos von Faust sagt, er „erneuere das Bündniß, welches im Jugendleben der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit einem Bande umschlang."

[2] Man vergleiche die Verse aus dem Liede „an die Natur" (1, 15):

> O Natur! an deiner Schönheit Lichte,
> Ohne Müh' und Zwang entfalteten
> Sich der Liebe königliche Früchte,
> Wie die Ernten in Arkadien.

Homer bekannt wurde, wenn sich seiner nach verwandten Akkorden und Anschauungen dürstenden Seele dieses Reich der Schönheit erschloß, wenn er, umrauscht von dem melodischen Strom des epischen Maßes, diese vollkommneren Gebilde der Menschheit leicht und göttlich schön vor seinem geistigen Auge wandeln sah — wer, der ihn kennt, empfindet es nicht, daß ihn da in seinem Innern etwas wie jenes heilige Staunen durchbeben mußte, das er später in dem Moment gefühlt hat, als ihm zum erstenmale seine Diotima „still und groß wie eine Athenerin" entgegentrat, das heilige Staunen über die Wirklichkeit dessen, was er zuvor nur im tiefsten Innern, wie in geheimer Ahnung geschaut hatte? „Ich habe es gesehen, schrieb er im Hyperion ($1^b$, 48) in der Erinnerung an jenen Moment, das Einzige, was meine Seele suchte; es war da, das Höchste, in diesem Kreise der Menschennatur und der Dinge war es da!" Aehnlich gewiß ist, sei es nun früher oder später, die Stimmung des Jünglings damals gewesen, als die Schönheit der hellenischen Welt leuchtend wie der Sonnengott in seiner reinen Seele emporstieg und sich mit den ursprünglichen Ahnungen seines Wesens und der höchsten Liebe seines Herzens, der schönen Natur, zum harmonischen Bunde zusammenschloß.

Damit haben wir nun die wesentlichen Elemente von Hölderlins späterer Erscheinung, wie sie keimartig allmählich in seiner Entwicklung hervorgetreten sind, gewonnen. Es wird sich nun im Weitern darum handeln, die Richtigkeit dieser Auffassung an den schriftlichen Urkunden aus Hölderlins Jugendleben zu prüfen, welche erst von der Maulbronner Zeit an uns zu Gebote stehen.

Im Oktober 1786, sechzehn und ein halbes Jahr alt,

kommt er mit siebenundzwanzig Genossen in das höhere Kloster nach Maulbronn. In dem Zeugnißfolianten der Maulbronner Registratur finden sich noch die testimonia Denkendorfia missa, mit denen er eintrat.[1] Dem Locus nach der sechste, wird er in den Gaben als recht gut, in Sitten und Fleiß wie auch in sämmtlichen Einzelfächern als gut prädicirt.

Fügen wir gleich die vier Semesterzeugnisse von Maulbronn selbst an, so sehen wir ihn im Großen und Ganzen im stetigen Fortschreiten begriffen. Zwar seine Begabung wird im zweiten und dritten Semester nur als gut bezeichnet, was vielleicht mit seiner Liebe zusammenhängt, die ihn besonders verschlossen und träumerisch erscheinen lassen mochte; aber das Fleißzeugniß steigt sofort auf recht gut, und seine Sitten findet man zuerst „ganz gut", und späterhin „fein", ein ebenso seltenes, als schön bezeichnendes Prädikat.

Unter den einzelnen Fächern — Latein, Griechisch, Hebräisch, Poesie, Rhetorik, Logik, Metaphysik, Historie, Mathesis pura, Französisch — treten die Mathematik und das Französische, das er übrigens nur gegen den Schluß seines Aufenthalts getrieben zu haben scheint, mit „mittelmäßig" sehr charakteristisch ins Auge, während er sonst in allen Rubriken die höchsten Prädikate zeigt, besonders in den beiden klassischen Sprachen, und damit stimmt auch die mündliche Tradition überein, die ihn als „fermen Griechen" bezeichnet. Von Interesse ist das Zeugniß in der Poesie, natürlich der lateinischen: es lautet durchaus auf „recht gut", einmal mit dem Beisatz „auch teutsch", und zeigt im

[1] Ich verdanke sie wie die folgenden Notizen der Güte des Herrn Ephorus Krafft in Maulbronn.

letzten Semester sogar das sonst nicht leicht vorkommende Prädikat „vorzüglich“.

Abt und Inhaber der Prälatur — sie wurde damals als die höchste und selbständigste von allen angesehen — war M. Johann Christoph Weinland (geb. 1729), der noch während Hölderlins Maulbronner Zeit im Juli 1788 starb. Er ist uns aber leider so unbekannt wie die beiden Professoren M. Johann Gottfried Maier (geb. 1741) und M. Johann Christian Hiller (geb. 1734). Sie scheinen keinen sonderlichen Einfluß auf ihn geübt zu haben; wenigstens erwähnt er sie nirgends.

Dagegen fließen in anderer Hinsicht die Quellen aus diesen Jahren reichlicher, in Briefen und Gedichten. Die Güte des Herrn Prof. C. Schwab hat mir die Durchsicht der in seinem Besitz befindlichen Briefe gewährt, welche Hölderlin aus dem Maulbronner Kloster an seinen damals einzigen Vertrauten, den Scribenten Nast in Leonberg, geschrieben hat.

Das Thatsächliche ihres Inhalts ist in allem Wesentlichen aus Schwabs Biographie zu entnehmen; aber ungemein unterrichtend wurde mir die Schreibweise, die Art der Auffassung, das mächtige Empfindungsleben, das in diesen Briefen pulsirt, mit einem Wort, der unmittelbare Einblick in diese wogende, ringende Jünglingsseele.

Man meint, einen ersten Versuch zum Hyperion zu lesen, so täuschend ist die Aehnlichkeit. Da ist nichts von ruhiger Mittheilung, geordneter Auseinandersetzung, nichts von all dem, was sonst Sache des einfachen Briefes ist, alles nur Gefühl, leidenschaftlicher Erguß, Erregung bis in den untersten Grund des Gemüths; in jeder Zeile dieses glühende Herz, das aus dem kleinsten Begebniß

Wonne der Seligkeit oder Qual der Verdammniß heraus-spinnt, in jeder Zeile diese hinreißende Beredsamkeit, noch unreif wohl und zum Theil fast kindlich anmuthend, aber unendlich liebenswürdig im Erguß des hingebenden Herzens, in den Entzückungen der Freundschaft, und unendlich Mitleid weckend, wenn er sich so gränzenlos unglücklich fühlt; es ist, als sähe man den bloßgelegten Nerv der Empfindung zucken.

Und wie unbedeutend sind die Anlässe! Er gesteht es wohl selbst, daß dem Freunde vielleicht gering erscheinen würde, was für ihn die Quelle „namenloser Leiden, nie gefühlter Raserei" geworden, ja er kann sich selbst nachher kaum begreifen und straft sich ernstlich darüber.

Wenn man sonst nichts von Hölderlin wüßte, aus diesen Briefen müßte man ihn lieb gewinnen, schon um des köstlich zarten Dufts von sittlicher Reinheit willen, der so schlicht und unbewußt auf diesen Blättern liegt. Wie ihm vor der Lüsternheit Wielands ekelt, dessen Amadis der Freund ihm geschickt hat; wie er dafür wieder überglücklich in schöner Herzensfreude sich ergießt, da er des Freundes inniges Naturgefühl erkennt; wie ihm jedes edle hohe Thun, das er da oder dort bemerkt, das Herz höher schlagen macht; wie er sich selbst so streng des Undanks zeiht, daß er sich unglücklich fühlen könne, da ihm doch so viel des Guten bescheert sei, „eine so liebe Mutter, so liebe gute Geschwistrige! — (die ächte Wortform des Dialekts, in der hier gar reizend sein schwäbisches Gemüth hervorbricht) — o, du solltest gesehen haben, wie sie mir nachweinten, als ich ging!" wie er angstvoll vor sich selbst erschrickt: „ach Bruder, sag' mir, bin ich denn allein so? der ewige, ewige Grillenfänger?"

Aber mit der herzlichen Zuneigung unwillkürlich mischt sich die Sorge, die bange Sorge um das Schicksal des Armen, der es wohl niemals lernen wird, sich in die Welt, die Menschen zu schicken. Aufs Neue steht das Bild der Tassonatur und des Tassoschicksals beklemmend vor uns: „Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt, und wer sie meidet, wird sie bald verkennen. Das ist sein Fall, und so wird nach und nach ein frei Gemüth verworren und gefesselt. — Gegen Viele hegt er ein Mißtraun, die, ich weiß es sicher, nicht seine Feinde sind. Gleich sieht er Absicht u. s. w." Es ist, als hätte Goethe diese Briefe gelesen, als hätte er überhaupt Hölderlin selbst studirt, indem er seinen Tasso schrieb. Ganz so klagt Hölderlin über seine Klostergenossen: Die unschuldigsten Handlungen muß er sich als Verbrechen auslegen lassen; daß es doch so schlechte Menschen gibt unter seinen Kameraden! Und doch sind sie, wie man deutlich erkennt, im Grunde nur lustig und wollen gelegentlich durch neckenden Scherz den stillen Träumer bekehren. Er fühlt sich unter ihnen so einsam, wie sein Hyperion, in der bekannten Schlußwendung des Romans, unter den barbarischen Deutschen. „Hier mag mich keine Seele!" schreibt er einmal, ein schmerzliches Wort, und doppelt, wenn sich nun ergibt, daß eher das Gegentheil wahr ist. Man möchte ihm oft zurufen, wie dort die Prinzessin:

Auf diesem Wege werden wir wohl nie
Gesellschaft finden, Tasso! Dieser Pfad
Verleitet uns durch einsames Gebüsch,
Durch stille Thäler fortzuwandern; mehr
Und mehr verwöhnt sich das Gemüth und strebt,
Die goldne Zeit, die ihm von außen mangelt,

Tassonatur
Höld.

In seinem Innern wieder herzustellen,
So wenig der Versuch gelingen will.

Oft dünkt ihm dann das Leben unerträglich: überall unerfüllte Wünsche, unvollkommene Seligkeiten! Die Welt, das Leben so leer, so öde! Hier wenigstens, in dieser Luft der Knechtschaft hält ers nicht mehr aus; er träumt sich fort, dahin, dorthin, so weit weg, wie möglich; oder träumt er davon, Einsiedler zu werden, wie es ja sein Hyperion wirklich wird.

Aber dann kommen auch wieder glücklichere Zeiten, in denen er, sich selbst zur Verwunderung, das Leben rosig erblühen sieht, und herrlich entfaltet sich dann der edle Schwung seines Geistes und freut sich der Gegenwart, freut sich einer schönen Zukunft, weiß sich eins mit allem Großen und Hohen. Mächtiger schwillt dann auch die Rede und zeigt uns jenes Gefühl von innerer Kraft, das er im Hyperion so schön bezeichnet: „Es ist ein köstlich Wohlgefühl in uns, wenn so das Innere an seinem Stoffe sich stärkt, sich unterscheidet und getreuer anknüpft, und unser Geist allmählich waffenfähig wird“ ($1^b$, 12).

Dann spricht er wohl auch freundlich von seinen Genossen und freut sich harmlos mit den fröhlichen. In näherer Beziehung finden wir ihn besonders zu einem, der, in der Location unmittelbar vor ihm, auch durch den Wohnort seiner Eltern in den Vacanzen ihm näher gerückt ist, Christ. Ludwig Bilfinger, Sohn des Kellers (Kameralverwalters) in Kirchheim unter Teck, ein munterer Geselle mit „lustigen Schelmenaugen,“ der später Jurist und Diplomat wurde. Freilich heißt es auch hier einmal: „Bilfinger ist immer lustig, ich häng' immer den Kopf.“

Die Hauptquelle seiner Leiden wie andererseits seiner Wonnen, ist eine schwärmerische Jugendliebe, die denn auch, Anfangs in geheimnißvollen Bezügen, später in offenem Bekenntniß, den Briefwechsel mit dem Leonberger Freund durchzieht. Ihr Gegenstand ist eine Verwandte des letztern, Luise Nast, des Klosterverwalters Tochter, in poetischem Erguß als Stella gepriesen. Denn wie ein Stern ist sie ihm, dem Müden, gleich bei seiner Ankunft aufgegangen. Schon im ersten Monat hat er Gelegenheit gefunden, sie insgeheim zu sprechen, und selige Stunden sind ihm im verschwiegenen Verkehr mit ihr dahingegangen; aber dann sind Zeiten gekommen, wo das grausame Schicksal sie getrennt hielt, schreckliche Zeiten für sein Herz, das wider den Ewigen murrte; von den Qualen grundloser Eifersucht zerrissen, hat er sich sogar dem Rande des Grabes nahe geglaubt. In der That warf er damals öfters Blut aus und „wurde überdies im ganzen Kloster als gefährlich melancholisch ausgesagt.“ Aber welche Seligkeit nun auch, als er sie wieder spricht, da und dort in den Kreuzgängen, im Garten mit ihr verkehren, ihr schreiben kann! So zieht sich am Band dieser idealen Liebe eine wechselnde Reihe von Schmerz und Glück durch seine Maulbronner Tage hin; noch viel gewaltiger als je zuvor wird sein Gemüth im Fluten der Empfindung aufgerissen, hin- und hergezogen, und die mächtige Erschütterung seines Innern spiegelt sich jetzt auch in seiner Poesie.

Das älteste seiner erhaltenen Gedichte ist noch aus der Denkendorfer Zeit, vom December 1785, „Das menschliche Leben“ überschrieben (2, 163); es ist ziemlich farb- und inhaltlos, ohne einen Zug von originaler Anschauung, in sehr abstrakter Begriffssprache die religiösen Empfindungen

eines jungen Menschen umschreibend, der das Leben nur aus Büchern, aus moralischen Schilderungen kennt.

Von bedeutend höherem, wenn auch wesentlich psychologischem Interesse ist dagegen eine Reihe von Jugendgedichten, welche, früher unbekannt, von C. Schwab aus dem Besitz des bekannten Handschriftensammlers Karl Künzel in Heilbronn im Morgenblatt, Jahrgang 1863, Nr. 34 und 35 mitgetheilt wurden. Sie finden sich in einem Heft vereinigt, das nach der Ansicht des Herausgebers den Jahren 1788 oder 1789 zuzuweisen ist.

Von einem dieser Gedichte, das eine Erinnerung aus der Knabenzeit zum Gegenstand hat, ist schon früher, S. 17, gesprochen worden.

Ein zweites, „An die Nachtigall“, in der bereits mit glänzender Sicherheit behandelten Form der alcäischen Strophe, in Sprache und Gedankenfügung stark an Klopstock anklingend, bezieht sich auf seine Stella und überrascht den Freund der Hölderlinschen Dichtung durch die Art, wie hier die Empfindung sich völlig in die conventionellen Formen verliert, die er nachahmt.

Unter den andern treten besonders zwei hervor, welche dem Jahr 1788, also wahrscheinlich noch der Maulbronner Zeit angehören, von denen wir, da die Quelle weniger zugänglich ist, zur Veranschaulichung dieser Vorstufe seiner Poesie Einiges mitzutheilen uns erlauben.

1788

Kaum möchte man denken, daß die beiden Gedichte demselben Jahr entstammen, so verschiedenartig sind sie in Ton und Behandlung; aber genauer angesehen, gibt nur jedes von ihnen eines der beiden Momente, die wir auch in der späteren Dichtweise Hölderlins neben einander hergehen sehen, für sich in gesteigerter Wirkung, das eine

die süße Melancholie der Sehnsucht, das andere den kühnen Schwung hymnischer Begeisterung.

Jenes (a. a. O. S. 795 f.), ein Gedicht von 23 gereimten vierzeiligen Strophen, ist „Die Stille“ überschrieben, hat aber mit dem zuerst in Stäudlins Musenalmanach erschienenen und von Schwab unter den „Jugendgedichten“ der größeren Sammlung 2, 180 mitgetheilten Lied „An die Stille“ von 1790 nur den Titel gemein.

Es ist uns — und doppelt in Verbindung mit diesem eben angeführten — ein erwünschter Beweis für die Ansicht, daß die Lieblingsgedanken Hölderlins schon sehr frühe Gestalt in seinem Herzen gewonnen haben, wenn auch allerdings die Gabe, sie schlank und leicht in Wort und Bild zu verkörpern, ihm erst viel, viel später geworden ist. Denn die Stille ist ihm ja in seinen bekanntesten Dichtungen das Höchste, was er kennt: stille nennt er die Natur, den Aether, den Vater Helios, der „in heitrer Majestät Ueber seinem Eichenhaine Dort in lichter Höhe geht, Wenn er in die Meereswogen, Wo die dunkle Tiefe blaut, Steigend an dem Himmelsbogen, Klar und still herniederschaut.“ (Diotima, 1, 18.) Stille zu werden wie sie, ist auch des Menschen oberstes Ziel; er vermag es durch reine Hingabe an die heilige Natur: „Du stiller Aether! immer bewahrst du schön Die Seele mir im Schmerz und es adelt sich Zu Tapferkeit vor deinen Strahlen, Helios! oft die empörte Brust mir.“ (Die Götter, 1, 44). So ist seine spätere Lehre, und da ist es denn sehr von Interesse, schon dieses Jugendgedicht vom Jahr 1788 dieselbe heilige Stille preisen zu sehen, die Sanfte, die Immertreue, die ihn früh in Mutterschooß genommen. Und aus dieser heiligen Stille des Gemüths ist das Lied

selbst entsprungen, gleichsam ein vertrautes Zwiegespräch des friedlich beruhigten Herzens mit der holden Freundin seines Lebens, in sanfter Gluth der Empfindung süße Bilder der Erinnerung aneinander reihend, in deren konkrete Wirklichkeit er sich so ganz versenkt, daß ihm sogar — kaum kann man es von Hölderlin glauben — mehrmals Ausdrücke aus dem gewöhnlichsten Kreis des Alltagslebens entschlüpfen.

Er träumt sich zurück in die Knabenzeit, in jene hehre Ruhe, die ihn umfing, „wenn so oft in stiller Pracht die Abendsonne durch den dunkeln Wald zu ihm heruntersah.“

Dein war sie, die Thräne, die im Haine
Auf den abgepflückten Erdbeerstrauß
Mir entfiel — mit Dir ging ich im Mondenscheine
Dann zurück ins liebe elterliche Haus.

Fernher sah ich schon die Kerzen schimmern,
Schon war's Suppenzeit — ich eilte nicht,
Spähte stillen Lächelns nach des Kirchhofs Wimmern,
Nach dem dreigefußten Roß am Hochgericht.

War ich endlich staubigt angekommen,
Theilt' ich erst den welken Erdbeerstrauß,
Rühmend, wie mit saurer Müh' ich ihn bekommen,
Unter meine dankenden Geschwister aus;

Nahm dann eilig, was vom Abendessen
An Kartoffeln mir noch übrig war,
Schlich mich in der Stille, wenn ich satt gegessen,
Weg von meinem lustigen Geschwisterpaar.

O! in meines kleinen Stübchens Stille
War mir dann so über alles wohl;
Wie ein Tempel war mir's in der Nächte Hülle,
Wenn so einsam von dem Thurm die Glocke scholl.

Alles schwieg und schlief, ich wacht' alleine;
Endlich wiegte mich die Stille ein,
Und von meinem dunkeln Erdbeerhaine
Träumt' ich und vom Gang im stillen Mondenschein.

Als er dann, weggerissen von den Seinen, unter den Fremden irrte, wo er nicht mehr weinen durfte, o wie hat sie da den armen Jungen gepflegt mit Mutterzärtlichkeit, und als ihm nach dem vollern Herzen feuriger das Jünglingsblut quoll, wie hat sie oft so ungestüme Schmerzen zum Schweigen gebracht!

Jetzt belausch' ich oft in Deiner Hütte
Meinen Schlachtenstürmer Ossian,
Schwebe oft in schimmernder Seraphen Mitte
Mit dem Sänger Gottes, Klopstock, himmelan.

Gott! und wenn durch stille Schattenhecken
Mir mein Mädchen in die Arme fliegt,
Und die Hasel, ihre Liebenden zu decken,
Sorglich ihre grünen Zweige um uns schmiegt; —

Wenn im ganzen segensvollen Thale
Alles dann so stille, stille ist,
Und die Freudenthränen, hell im Abendstrahle,
Schweigend mir mein Mädchen von der Wange wischt; —

Schön, o schön sind sie, die stillen Freuden,
Die der Thoren wilder Lärm nicht kennt,
Schöner noch die stillen, gottergebnen Leiden,
Wenn die fromme Thräne von dem Auge rinnt!

Darum möge sie, die Stille, ihm treu bleiben auch in den Stürmen des Mannesalters bis hin zum ruhevollen Grabe, wo aller Sturm und aller Lärm der Thoren schweigt.

Es bedarf keiner Hinweisung auf die unreinen Reime, die allzu niedern Ausdrücke, die Fehler der Zeichnung, die gedehnte Breite — bei all diesen Mängeln ist doch eine Einheit und Innigkeit des Stimmungstones, die uns schon die Lauterkeit und Tiefe der Empfindung verbürgt und den Meister der elegischen Dichtung vorherverkündigt. Nur um so befremdender aber wirkt hier das Zurückbleiben der Form, selbst des Rhythmus, wenn wir uns vorausversetzen in jene wundervollen Elegien seiner besten Zeit, in denen ein herrlich ergossener Strom der Rhythmen wie begleitende Musik der sanften Wehmuth zur Seite geht, alles Harte in uns schmelzend und uns am Ende ganz mit ihrer süßen Melodie dahinnehmend.

Hat uns dieses Gedicht in eine jener stillen Stunden eingeführt, die er in traulicher Abgeschiedenheit an seinem einsamen Klosterpulte zuzubringen liebt, so gibt uns das andere den Beleg zu jener Stelle des Hyperion (S. 8): „O es sind heilige Tage, wo unser Herz zum erstenmale die Schwingen übt, wo wir, voll schnellen, feurigen Wachsthums dastehn in der herrlichen Welt wie die junge Pflanze, wenn sie der Morgensonne sich aufschließt und die kleinen Arme dem unendlichen Himmel entgegen streckt."

Es ist eine alcäische Ode (S. 796 ff.), in 29 Strophen

die „Unsterblichkeit der Seele“ besingend. Kühn und in großem Wurfe hebt er an. Es ist Morgenfrühe; auf dem Hügel stehend freut er sich, wie alles ringsum auflebt und Hain und Flur und Thal und Hügel jauchzet im herrlichen Morgenstrahle. Aber die Nacht zuvor, da haben nahe Donner sie geweckt, die schlummernde Schöpfung, und grause, zackigte Blitze. Jetzt jauchzt die Erde, sie feiert im Perlenschmuck den Sieg des Tages über das Graun der Nacht, doch schöner freut sich des Dichters Seele, denn sie besiegt der allgemeinen Vernichtung Grauen.

O, ihr seyd schön, ihr herrlichen Schöpfungen!
Geschmückt mit Perlen blitzet das Blumenfeld;
Doch schöner ist des Menschen Seele,
Wenn sie von euch sich zu Gott erhebet. — —

Ha! diese Eiche — strecket die stolze nicht
Ihr Haupt empor, als stünde sie ewig so?
Und nahet nicht Jehovas Donner,
Niederzuschmettern den stolzen Wipfel?

Ha! diese Felsen — blicken die stolzen nicht
Hinab ins Thal, als blieben sie ewig so?
Jahrhunderte — und an der Stelle
Malmet der Wandrer zu Staub das Sandkorn.

Und meine Seele! — wo ist dein Stachel, Tod? /
O beugt euch, Felsen! neiget euch ehrfurchtsvoll
Ihr stolzen Eichen! hört's und beugt euch:
Ewig ist, ewig des Menschen Seele!

Was ist Gewaltigeres als der Sturm, wenn er mit grausem Zischen daherbraust? ich komme, spricht er, und

das Gehölze kracht und Thürme wanken, Städte sinken — aber Ein Tag, der jüngste, wandelt in Schweigen der Winde Dräun. Was ist gewaltiger als der Ocean? „Was bist du? — so hadert er mit der Erde — was bist du, streck' ich nicht, wie die Fittige aufs Reh der Adler, meine Arme über dich Schwächliche aus? was bist du, wenn nicht mein Hauch sich zur Sonne hebt, dich mit Regen zu tränken und Morgenthau?“ Und doch vor jenem Tage verkriecht sich auch der Ocean und seiner Wogen keine tönt in den Jubel der Auferstehung. So auch die Sonne, die herrliche, in ihrem Kommen und Scheiden ein Widerschein vom Thron des Ewigen; wie göttlich blinket ihr Schimmer ins Aug' der Völker! Aber auch die Sonne verlischt an jenem Tage und wirbelt rauchend die Himmel hindurch an jenem Tage. Nicht aber des Menschen Seele, denn ewig ist sie — tönt es nach, ihr Harfen des Himmels! — ewig ist des Menschen Seele. Und jetzt schon, vor jenem größten Siege, trägt sie die innere Unendlichkeit in sich selbst: schon jetzt ist sie so groß, so himmlisch, wenn sie von Erdentand und Menschendruck befreit, in großen Momenten zu ihrem Urstoff sich aufschwingt. Wie der Schimmer Eloahs Haupt, so umschwebt sie der Umkreis ihrer Gedanken; wie Edens goldne Ströme reihen ihre Betrachtungen sich zusammen. Und o wie wird einst es werden, wenn Erdentand und Menschendruck auf ewig verschwunden ist, „wenn ich an Gottes, Gottes Throne bin und die Klarheit des Höchsten schaue!“ Weg mit den Zweifeln! Denn wäre der Menschenseele hohe Zukunft nicht Ewigkeit, o so möge Tod und Verderben alle Satzungen der sittlichen Ordnung niederreißen und die gräßlichsten Frevel heiligen! Aber nein! Jehova sprach's, drum ist ewig, ewig des Menschen

Seele. „Ich glaube meinem Gott und schau' in Himmelsentzückungen meine Größe."

Die Ode ist ungleich, wie es von einem Jugendgedicht nicht anders zu erwarten ist: sie hat der Schwächen im Einzelnen nicht wenige, im Ausdruck, in den Bildern, in der Gedankenverbindung, auch in der Metrik. Sie zeigt den gewaltsam ekstatischen Ton, den wir bei den Schülern Klopstocks und Ossians zu hören gewöhnt sind, und auch an Reminiscenzen fehlt es nicht, zum Theil von unverkennbarer Art. Aber durch das Ganze geht doch schon der ächte Pulsschlag des Hölderlinschen Genius, und wie sie in großem Stil concipirt ist, so hat sie auch große Züge genug und ursprüngliche Anschauungen von überraschender Kraft; man denke nur z. B. an das Bild des Oceans, der die Riesenarme um die Erde schlägt, wie über das Reh der Adler seine Fittige streckt. Man spürt doch schon den eigentlichen Nerv seines Talents, Begriffe, Naturerscheinungen, kosmische Vorgänge zu realen Wesen umzugestalten und diesen Gebilden seiner Phantasie den lebendigen Odem einzuhauchen, daß sie herrlich und gigantisch gegen uns her geschritten kommen.

Wahrhaft staunenswerth aber ist, wie dieser stille Klosterschüler die Form der alcäischen Strophe kühn und sicher bemeistert. Fehler in Menge, gewiß: gedehnte Laute als Kürzen gebraucht, kurze Silben an starkbetonten Stellen übel verwendet und Anderes mehr von ähnlicher Art. Aber die Fehler sind solche, die nur am Aeußern haften, die eine spätere Feile beseitigt. Und nun daneben diese ursprüngliche, ganz auf dem glücklichen Instinkt des innern Gehörs beruhende Schönheit des Maßes, das, elastisch gespannt, unter seiner Hand erklingt wie der silberne

alcaics

Bogen des Phöbos; dieses ureigne Verständniß für das besondere Geheimniß des männlichen Rhythmus: zuerst jener frisch und kühn vorstrebende Drang in den Anfangsversen, dann das wuchtvoll gesammelte, harrende Anschwellen in der dritten Zeile, und nun der herrliche Niedersturz der Massen in den Daktylen der vierten, um endlich am Schlusse in vertiefter Ruhe abzufließen — das ist alles mit angeborener Meisterschaft für die Bewegung des Gedankens verwendet und bildet zusammen mit dem Vollklang der kräftigen Laute eine natürliche Musik, die das an die Alten gewöhnte Ohr mit wunderbarer Melodie entzückt.

Seltsam und verwunderlich auf den ersten Blick ist nun die Rückschau auf jenes vorige, gereimte Gedicht: dort die heimische Form entschieden matt und schleppend, hier die fremde, die selbst bei Klopstock noch etwas Sprödes, Zähes behalten hatte, mit genialer Virtuosität fast spielend behandelt — gewiß ein neuer Beweis, wie sehr dieser Hölderlin durch die Gaben der Natur auf die antike Welt und die Nachbildung ihrer Muster als sein eigenthümliches Herrschergebiet hingewiesen war.

So viel sehen wir nun bereits: die wesentlichen Elemente seiner Dichtung sind Gefühlsinnigkeit und philosophischer Tiefsinn, beide im tiefuntersten Grunde einer phantasievollen, intuitiven Seele verbunden. Aber das Produkt aus diesen Faktoren ist ein anderes, als z. B. in Schillers Gedankendichtung, schon deßhalb, weil die bewegende Kraft bei ihm nicht wie bei Schiller der männlich strebende, des Kampfes sich freuende Wille ist, sondern vorherrschend das Sehnen eines „weiblichen passiven Genie,“ wie Jean Paul in der Vorschule der Aesthetik von Herder

sagt. Darum ist bei ihm mystisch vertieft, ahnungsvoll andeutend, oft verschwimmend in der Zeichnung, was bei Schiller greifbar klar und völlig herausgearbeitet erscheint; darum auch bei ihm Versenkung in die Natur statt wie bei Schiller in das ringende Menschenleben, in die wogenden Völkerstürme.

Zusammen aber geben uns jene beiden Gedichte noch einmal das volle Bild des Jünglings, so wie er war, als er im September 1788 aus den alten Klostermauern schied, um nun die Universität zu beziehen.

Wie anders ist er in den vier Jahren geworden, seit er das mütterliche Dach verlassen hat! Damals war er ein schöner Knabe, fröhlich ins Unbekannte hinaus strebend, jetzt ist schon ein kränkelnder Zug im Bild seiner Jugend. Wohl fehlt es nicht an Elementen der Kraft, der innern Gesundheit: wir haben eben erst im zweiten der angeführten Lieder einen Schwung, eine Größe, einen vorwärts strebenden Drang empfunden, der uns eine reiche Entfaltung zu verbürgen scheint. Noch ist ein gewisses Gleichgewicht da, noch können wir denken, daß vielleicht doch jener Jugendmuth triumphirt, der ihn fünf Jahre später sein gewaltiges Schicksalslied mit den freudig kühnen Worten schließen läßt: „Bis an der Sonnen letzte ringe Genährt vom Siege dieses Herz!“

Aber, was Schiller 1797 über ihn an Goethe schreibt, gilt doch schon jetzt: sein Zustand ist gefährlich. Er ist von der reizbarsten Subjektivität, er schafft sich erträumte Leiden, er mißtraut den Menschen um sich her, er findet das Leben öde und schal, er weiß sich selbst nicht zu beherrschen, er zieht sich ganz in sich selbst zurück, er ist schon jetzt, nicht immer, aber zu Zeiten, „wie die

kranke Pflanze, die die Sonne nicht ertragen kann" (2, 248).

Ist dieser Gemüthszustand — die Quelle seines Schicksals — einfache, mehr oder weniger mitverschuldete Entwicklung der in sein Wesen gelegten Keime? oder ist sie umgekehrt im Widerspruch mit der natürlichen Ordnung durch äußere Verhältnisse herbeigeführt, von denen er abhängig war?

Es ist immer mißlich sich auszudenken, was unter andern Umständen geworden wäre, und wenn Manche, wie es scheint, der Meinung sind, Hölderlins Schicksal sei die natürliche Frucht seiner weichlichen Natur, die es nie und nirgends zur Kraft des selbstbeherrschenden Willens gebracht haben würde, wenn Andere das elegisch Schwermuthsvolle überhaupt als das einzige Gebiet erkennen wollen, auf dem er vermöge seiner ursprünglichen Ausrüstung eine glänzende Eigenthümlichkeit gewinnen konnte, und demgemäß die frühzeitige Verdüsterung seines Gemüths ganz in der Linie seiner natürlichen Entwicklung liegend und durch den Druck der Verhältnisse nur beschleunigt und vertieft finden: so vermag man wenigstens mit Beweisen sie nicht zu widerlegen; denn es ist an sich schwer, das ursprüngliche Maß und die besondere Art einer natürlichen Begabung festzustellen, zumal wo uns so wenig Material für die frühere Jugendzeit zu Gebote steht wie hier, und unstreitig liegt ein gut Theil Weichheit — aber freilich auch mit Kraft und ächtem Freiheitsdrang verbunden — in dem, was der Knabe als Mitgabe fürs Leben von der Natur empfangen hat.

Er selbst jedenfalls hat das schmerzliche Gefühl im Herzen getragen, daß er aus einem schönen und Anderes

verheißenden Kindheitsglück, aus „des Lebens goldnem Morgen" durch das Eindringen eines feindseligen Elements, durch den Druck der Knechtschaft gerissen ward.

Diesen Andeutungen nachgehend, habe ich im Vorangehenden versucht, die Geschichte seiner innern Entwicklung im Einzelnen zu verfolgen.[1] Da ergab sich denn als erste Begründung seines düstern Geschickes der Mangel einer ernsten männlichen Leitung, die sein weiches Gemüth zum Kampf mit der Welt, mit ihren Forderungen und Härten, rechtzeitig gestählt hätte.

Aber schmerzlicher doch bleibt das Zweite, der unglückliche Einfluß, den das Klosterleben auf seine Individualität hat üben müssen. Ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß hier eine ursprüngliche Anlage von köstlicher Zartheit, eine in seltenem Maße zu heiterer Schönheit, zu freier, reiner Menschlichkeit geschaffene Natur durch die an sich schon grämliche, für diese Natur aber geradezu tödtliche Klosterzucht jener Zeit um den holden Jugendfrühling betrogen ward, der wohl noch reichere, mannigfaltigere, gesundere Lebenstriebe in diesem wunderbar glücklich organisirten Geiste geweckt hätte. Mir scheint die Thatsache, daß selbst unter so hemmenden Umständen noch diese Blüthenpracht dem übel gepflegten Baume entsprossen ist, vielmehr ein Beweis von der ursprünglichen Stärke der Triebkraft zu sein, und gerne mag ich denken, daß die auf das urkundliche Material gebaute Darstellung der betreffenden Verhältnisse in ihrem Theil dazu beiträgt, der liebenswürdigen Gestalt des Dichters, die um ihres unglücklichen Ausgangs willen schon zuvor unsere Herzen

[1] Man vergleiche auch die feine Entwicklung in G. Schwabs Biographie S. 320.

ergreift, jene erhöhte Theilnahme zuzuführen, die das Bild des einsam und unverstanden in dumpfe Klostermauern Eingeschlossenen bei jedem fühlenden Herzen erwecken muß.

Fragt man nun aber, auf welchem andern Bildungsweg denn Hölderlin zu harmonischer Entfaltung seines Wesens hätte gelangen mögen, so ist freilich die Antwort schwer. In dem damaligen Württemberg, wo weithin nur die kühle und kahle Aufklärung herrschte, war für diese Natur mit ihrer unsagbar holden Innigkeit nirgends eine Stätte. Und eben dies ist das Tragische seines Schicksals.

Wir haben ihn mit Tasso zusammengestellt. „Der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück.“ Mit diesen Worten bezeichnet Goethe selbst die Seele seines Dramas; sie sind zugleich der Schlüssel zu dem geheimnißvoll wehmüthigen Reiz, den Friedrich Hölderlins Jugendgeschichte auf uns ausübt.

# Georg Wilhelm Friedrich Hegel

1770—1788.

Ein stiller Geist ist Jahre lang geschäftig,
Die Zeit nur macht die feine Gährung kräftig.

Faust.

Es ist schwer, wenn man, von dem schönen Jugendbild Friedrich Hölderlins kommend, sich zu den Knabenjahren Hegels wendet, dieser ganz eigenthümlichen Erscheinung gerecht zu werden.

Man wird immer zunächst den Eindruck haben, als geriethe man aus den freien Aetherhöhen der Poesie in die platte Prosa hausbackenster Verständigkeit. Da ist sehr viel Fleiß, Ordnung, Pünktlichkeit, Umschau nach allen Seiten, das volle Bild des „Musterschülers," wie sich nur eine Anstalt ihn wünschen mag, aber nichts von Idealität, Geist, Schwung, Hingebung, kecker Frische, nichts von alle dem, was selbst im Uebermaß, in der Verirrung noch, einer jugendlichen Natur einen liebenswürdigen Zauber leiht, und erstaunt fragt man sich, wie es möglich war, daß zwei, wie es scheint, so grundverschieden angelegte und in so auseinanderstrebender Richtung sich entwickelnde Naturen auf der Universität in aufrichtigem und förderndem Freundschaftsbunde zusammentreffen konnten.

Wir haben, wohl in Folge der eben angedeuteten Eigenschaften, für die Gymnasialzeit Hegels ein so reichhaltiges Material an Tagebuchsaufzeichnungen, an Excerpten und Schülerarbeiten, wie wir es gewiß von wenigen großen Männern aus so jungen Jahren besitzen; aber es ist sehr zu vermuthen, daß, wer das Bild des großen Mannes im Kopfe, an diese Selbstzeugnisse herantritt und sie mit suchendem Interesse durchläuft, sich arg enttäuscht findet, weil er zwar auf gar Manches stößt, was ihm ein heiteres Lächeln entlocken mag, aber vergebens sich nach jenen Geistesblitzen umsieht, in denen sich die kommende Größe von Weitem verkündet.

Und doch, wer die Mühe nicht scheut, etwas tiefer in diese Kundgebungen einer puerilen Intelligenz sich einzulesen, wird sicher mehr und mehr empfinden, wie in der grundehrlichen Geradheit dieses braven Jungen, in seiner selbstlosen Hingebung an die Realität der Dinge, seiner großartig schlichten Anspruchslosigkeit eine Anziehungskraft von besonderer Art wirkt, die uns dauernd erwärmt und das Werden und Wachsen der anfangs so wenig versprechenden Knabennatur, der man doch eine so bedeutende Zukunft vorbehalten weiß, für die Beobachtung doppelt lockend erscheinen läßt.

Versuchen wir es, diesen innern Proceß zu verfolgen.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel[1] ist am 27. August 1770, also kaum ein Halbjahr nach Hölderlin, in Stuttgart geboren. Die Familie war nicht von schwäbischem

[1] Als allgemeine Quellen dienten: Rosenkranz, Hegels Leben, Berlin 1844. R. Hayms Vorlesungen über Hegel und seine Zeit. Berlin 1857. Thaulow, Hegels Ansichten über Erziehung und Unterricht, 3 Theile in 4 Bänden. Kiel 1853—1854.

Ursprung, wie denn auch der Name jetzt in Schwaben wieder ausgestorben zu sein scheint. Sie war, wie auch andere unter unsern bekannteren Familien (z. B. die von Wilhelm Hauff) vor der fanatischen Härte der Habsburger in das glaubens- und sinnverwandte Württemberg flüchtend, im sechzehnten Jahrhundert aus Kärnthen eingewandert, hatte sich aber, wie es scheint, in der langen Reihe von Generationen durch Heiraten mit den Töchtern des Landes ganz und völlig mit dem schwäbischen Blute vermischt; denn wenn je die bezeichnendsten Eigenheiten des Stammes in einer typischen Persönlichkeit zur Ausprägung gelangt sind, so ist es Hegel, der sich auch sein Leben lang mit einem gewissen Selbstgefühl als Schwabe gegeben hat.

Schon der Erste des Geschlechts, der ins Württemberger Land gekommen war, der Kannengießer Johannes Hegel, war Bürgermeister in Großbottwar geworden, und seitdem scheinen die Hegel unausgesetzt im Gemeinde- oder Staats- und Kirchendienste thätig gewesen zu sein, indem wir, zumal im achtzehnten Jahrhundert, eine stattliche Reihe ihres Namens unter den Geistlichen, Vögten, Rentkammerbeamten, Klosterverwaltern u. s. f. finden.[1]

So war nun auch der Vater des Philosophen, Herr Georg Ludwig (geboren im Jahr 1733), seit 1764 einer der Sekretäre der hohen Rentkammer (Finanzverwaltung) und blieb in dieser Stellung, wie das meist der Fall war, bis zu seinem Tode, wobei er übrigens, ebenfalls dem Brauch gemäß, seit 1796 Titel und Charakter eines Ex-

[1] Aus Binders Kirchen- und Lehrämtern Wirtembergs sind von 1604—1740 zehn Hegel zu entnehmen, die dem Kirchen- und Schuldienst angehörten; aus dem Württembergischen Dienerbuch außerdem noch sechs in Staatsbedienstungen, von 1691 an.

peditionsraths führte. Da nun überdies die Mutter, Maria Magdalena geb. Fromm, ihrerseits die Tochter eines landständischen Beamten war, so daß unser Philosoph auch zu diesem für das alte Württemberg und seine Verfassung so hochinteressanten Lebenskreis eine persönliche Beziehung hatte, so dürfen wir zum voraus annehmen, daß der Knabe die durch lange Vererbung von Geschlecht zu Geschlecht gesteigerte Anlage zu den besondern Eigenthümlichkeiten des altwürttembergischen Beamtenstandes als Gabe der Natur in seiner Wiege vorfand, die Anlage zu jener strengen Ordnungsliebe, jener würdigen Gesetztheit und Abgemessenheit des Benehmens, jener charaktervollen Tüchtigkeit und schlichten Rechtlichkeit, die uns namentlich in Spittlers Mittheilungen als hervorragende Züge der älteren Zeit so wohlthuend geschildert sind.

Der Grundstock konnte fast nicht anders als tüchtig und kernhaft sein, und die Erziehung sorgte dafür, daß er es blieb. Hegel hat seinen Eltern eine schöne Pietät bewahrt, wie denn überhaupt ein Zug von treuer Anhänglichkeit und aufrichtiger Ehrerbietung für die natürlichen Grundlagen des Lebens ungemein tief in seinem Wesen begründet ist. Der Mutter insbesondere, die er schon im vierzehnten Jahr verlor, blieb er zeitlebens eingedenk; noch im Jahr 1825 erinnert er die Schwester in einem Brief an ihren Todestag. Diese Schwester Christiane, welche, als charaktervolle Erscheinung von kräftiger Originalität unter dem Namen „Jungfer Hegelin“ bekannt, noch manchem unter den Lebenden bei uns in der Erinnerung ist, und ein Bruder Ludwig, der als Officier den russischen Feldzug mitgemacht hat, vollenden die kleine Familie.

Das Leben im Hause des Herrn Kammersekretarius

mögen wir uns unbedenklich nach dem allgemeinen und ziemlich uniformen Typus des damaligen Stuttgarter Lebens in den Kreisen schlicht bürgerlicher Wohlhabenheit vorstellen: der Tag, die Woche, das Jahr in gewohnter, längst bestimmter Aufeinanderfolge verlaufend, jedes Geschäft, jede Erholung an feste Zeiten, an herkömmliche Normen gebunden, überall Ordnung, Zucht, klare Satzung, die Lebensweise einfach, sparsam, überlegt, der Verkehr von Eltern und Kindern bei aller Herzlichkeit im Innern doch förmlicher als heutigen Tags und mehr auf das Respektsverhältniß begründet, der ganze Ton im Hause durch die eigene Mischung von Strenge und Gemüthlichkeit, von bequemem Gehenlassen und ceremoniöser Förmlichkeit beherrscht, welche überhaupt jene Zeit bezeichnet.

Gewiß ist in diesem Familienleben nächst der natürlichen Ausstattung die mächtigste Quelle zu suchen, aus der die Eigenart des Knaben geflossen ist, nicht nur in dem Sinn, daß er hier die ceremoniöse Würde gewann, die man schon aus der Abschiedsrede des Abiturienten heraus empfindet und über die in späteren Jahren seine Schüler so manchmal bei feierlichen Anläßen gelächelt haben, den „Zug altbürgerlich ehrbarer Geradheit,“ der noch in den Schilderungen aus seinem Alter regelmäßig betont wird, sondern mehr noch finden wir hier die Schule jenes beharrlichen und substantiellen Sinnes, jener Werthschätzung der festen Lebensformen, der Sitte, der Gewohnheit, auf welche in seinem spätern System, namentlich für die Erziehung, ein so ungemeiner Nachdruck gelegt wird. [1]

[1] Man vergleiche besonders in der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften, Werke VII, 2. S. 230—239. Thaulow, Hegels Ansichten über Erziehung und Unterricht I. S. 79 ff.

Ist doch Hegels eigenes Werden in seinem ganzen Verlauf der deutlichste Beweis von der Macht der beharrlichen Gewöhnung: stetiger als er hat sich nie ein Mensch entwickelt; ohne jeden Zusatz von überspringender Genialität, hat er, ganz nur mit den Mitteln des ehrlichen Fleißes, in der immer gleichen ruhigen Wärme eines niemals aussetzenden Willens alle Keime, die in seiner Natur lagen, einen um den andern zur Entfaltung und fruchtbringenden Reife gebracht, und indem sich dies mit der Sicherheit eines langsamen aber unaufhaltbaren Naturprozesses vollzieht, sehen wir dabei, ganz wie bei der Pflanze, die äußern Potenzen, unter deren Einfluß sein Leben gestellt ist, jede in ihrem Theil mitwirken. Zunächst die städtische Umgebung.

Es war eine kleine Stadt, das Stuttgart von damals mit seinen 16,000 Einwohnern und bot wenig Gelegenheit zu reicherer Anschauung. Zwar hatte es seit 1774 den zuvor aus Ungnade nach Ludwigsburg verlegten Hof, sein eigentliches Lebenselement, wieder gewonnen, und durch die Verpflanzung der auf der Solitude gegründeten „Militärakademie" war gleichzeitig der geistige Verkehr erheblich gesteigert worden. Aber der Hof war seit dem Erbvergleich von 1770 nicht mehr der üppig glänzende, rauschend bewegte von ehemals, und das geistige Leben trug, abgesehen von einigen Festlichkeiten in der Akademie, keinen öffentlichen Charakter, sondern war auf private Kreise beschränkt. Im Ganzen verliefen die Tage still und ohne spannendes Interesse.

Für das Herzogthum Württemberg freilich war Stuttgart damals fast mehr der beherrschende Mittelpunkt als Paris für Frankreich, aber dieses alte Württemberg, kaum ein Drittel des jetzigen Landes, schien eine kleine Welt für

sich und wie durch eine chinesische Mauer von der großen Welt draußen geschieden. Beinahe überall von katholischer Bevölkerung umgeben, hatte es sich in seinem streng protestantischen Bewußtsein seit Jahrhunderten im eigenen Kreise abgeschlossen. Man war von der Vortrefflichkeit der heimischen Bildungsanstalten erfüllt und blickte mit Stolz auf die in Deutschland fast einzig dastehende Festigkeit und praktische Bedeutung der landständischen Verfassung. So gewöhnte man sich, das Ländchen für die Heimat alles Tüchtigen und Gediegenen zu halten, und — in sich aufs Mannigfaltigste verkettet, durch weitverzweigte „Vetterschaften" und Verschwägerungsverhältnisse wie zu einer großen Familie geworden, bewegten sich die leitenden Klassen und Stände des Landes in einem heitern Selbstgenügen, wenig mehr als die Philister im Faust um den auswärtigen Weltverlauf sich kümmernd. Demgemäß war denn auch der Kreis der Interessen und Anschauungen ein beschränkter, und statt, wie man wohl meint, durch das hauptstädtische Leben und Treiben einen weiten Horizont erschlossen zu bekommen, konnte Hegel in Stuttgart fast nur lernen noch gründlicher Schwabe zu werden, als er von Geburt es schon war.

Dazu kommt nun die Schule, der Unterricht. Man kann nicht umhin zu bedauern, daß Hegel seinen Weg nicht durch die Karlsakademie genommen hat. Er hätte hier einen allerdings minder gründlichen, dafür aber auch bei weitem vielseitigern Unterricht nach verbesserter Methode und in der fördernden Berührung mit dem ganzen Gebiet der damaligen Wissenschaften und Künste gewonnen, er wäre in der Atmosphäre der neuen, wesentlich durch Herdersche Ideen befruchteten Lebensanschauung aufgewachsen und hätte ohne Zweifel früher und deßhalb auch vielleicht

vollständiger und naturwüchsiger jene harmonische Ausgestaltung der innern Persönlichkeit erreicht, welche er in Wirklichkeit erst in Tübingen und wesentlich unter Hölderlins und Schellings Einfluß begonnen hat.

Daß ihn der Vater nicht dieser Lieblingsschöpfung seines Landesfürsten übergab, hatte natürlich seinen Anlaß darin, daß er den Sohn zur Theologie bestimmt hatte, für welche bekanntlich allein in der Akademie keine Vorbildung stattfand. Aber eben warum er dies that, ist leider nicht zu erkennen; ein religiöses Motiv, etwa auf Seiten der Mutter, läßt sich kaum voraussetzen, da nach den Tagebüchern der herrschende Geist im Hause in dieser Hinsicht offenbar der der Zeit überhaupt war, Hochachtung vor den kirchlichen Institutionen und Auffassung der Religion von Seiten des praktischen Handelns, ohne lebhaftere Erregung des Gemüths.[1] In der That, hätte der Vater nicht später den jüngern Sohn (als Oppidaner) die Karlsschule besuchen lassen, so könnte man versucht sein anzunehmen, daß der Herr Kammersekretarius die alte gründliche Methode des Gymnasiums aus principiellen Gründen vorgezogen und, um bei Serenissimo keine ungnädige Empfindung zu wecken, den Sohn zum Theologen gemacht habe, wobei wohl von allem Anfang mehr an eine Laufbahn im höhern Schul- als im Kirchendienst gedacht sein mochte.

Wie dem nun sein mag, jedenfalls mußte das Stuttgarter Gymnasium in seiner damaligen Verfassung die

[1] Auch pekuniäre Gründe lassen sich kaum annehmen, da, wie wir aus Rosenkranz, Hegels Leben, S. 141 f. erkennen, nach des Vaters Tode ein für damals nicht unansehnliches Vermögen sich vorfand und jedenfalls die Bildungskosten des Theologen dort höher angeschlagen sind, als die des jüngern Bruders, der in der Karlsschule gebildet wurde. (Jener zahlt der Schwester 850 fl., dieser nur 150 fl. heraus.)

uns bereits bekannte individuelle Richtung des Knaben erheblich stärken und steigern. Während elf Jahren hat Hegel diesem Gymnasium angehört, das ihn wohl in jedem Betracht als seinen berühmtesten Schüler betrachten darf.

Die in ihren Anfängen trefflich organisirte Anstalt, im Jahr 1686 durch Ausbau des früheren Pädagogiums zum Gymnasium illustre erhoben, war seitdem in allem Wechsel der Zeiten fast ohne Veränderung auf ihrem „fundationsmäßigen Stand“ geblieben und erfuhr erst einige Jahre nach Hegels Abgang, als die Karlsschule aufgehoben wurde, die durchgreifende Verbesserung, deren sie schon lange bedürftig war.

Die äußere Gliederung [1] zeigte nominell sieben Klassen (I—V als „unteres,“ VI und VII als „oberes“ bezeichnet), von denen aber die beiden obersten VI und VII (der Verordnung nach eigentlich auch Cl. V) je zwei Jahrgänge umfaßten, während andererseits die unterste, I, in drei auf einander folgende Jahresabtheilungen unter besondern Lehrern (prima infima, media und superior) zerfiel und auch räumlich von den andern Klassen getrennt war.

Das Untergymnasium, in dessen classis prima infima unter dem Präceptor M. Johann Jakob Löffler unser angehender Lateiner, genau vor hundert Jahren, im Oktober 1777 seinen ruhmreichen Lauf in den Bahnen der Wissenschaft begann, war damals durch unglaubliche Mißstände entstellt. Die Lehrer, sieben an der Zahl — Fachlehrer

[1] Die folgende Darstellung der damaligen Zustände des Stuttgarter Gymnasiums beruht wesentlich auf den dem Archiv des K. Studienraths zugehörigen Akten „die Organisation und Erweiterung des Gymnasiums nach Aufhebung der hohen Karlsschule betreffend“ von 1794 und 1795, insbesondere den Einzelberichten sämmtlicher Lehrer, dem Gesammtbericht des Rektors und dem Gutachten der besonders eingesetzten Herzoglichen Studienkommission.

gab es nicht — waren, in Ermanglung jedes ständigen Gehaltes, auf das Schulgeld angewiesen; sie hegten darum den begreiflichen Wunsch, möglichst viele Schüler (einzelne 60 und mehr) zu haben und die vorhandenen auf diese oder jene Art über das Normaljahr hinaus noch ein zweites Jahr festzuhalten, und da nun nicht bloß das Alter des Eintritts, sondern im Wesentlichen sogar das Weiterrücken von Klasse zu Klasse der Entscheidung der Eltern anheimgegeben war, so ergab sich innerhalb der einzelnen Klassen eine Verschiedenheit der Schüler nach Alter und Kenntnissen, die nicht bunter gedacht werden kann. „Das Alter meiner Schüler," sagt z. B. der unterste Lehrer in der Beilage zum Gesammtbericht vom 10. Juni 1794, „geht vom vierten bis ins neunte und zehnte Jahr," und andererseits treffen wir im Obergymnasium Elfjährige neben Zwanzigjährigen.

Dabei fehlte es völlig an einem durchgehenden Gesammtplan für den Unterrichtsgang in den einzelnen Fächern, auch — und besonders — im Lateinischen, das natürlich den größten Theil der Zeit einnimmt: jeder Lehrer unterrichtet auf eigene Faust und Verantwortlichkeit, er folgt seinen Lieblingsneigungen und hat wohl seine besondern „Forcen," vermöge deren er das specielle Vertrauen der Eltern in Anspruch nimmt, der eine das „Excipiren" (lateinische Extemporalexercitien), der andere das Versemachen, der dritte die Geographie u. s. w.

Die Resultate lassen sich denken. Das Griechische z. B., das freilich vorzugsweise auf die Privatstunden fällt, beginnt in der zweiten Klasse, aber noch der Präceptor der vierten erklärt, er müsse darin alle seine Schüler als Anfänger behandeln; doch halte er sich, fügt er beruhigend bei, nicht lange beim bloßen Decliniren und Conjugiren auf,

sondern gehe frischweg zur Exposition im Neuen Testament und im Aesop über.

Und nun gar die „Wissenschaften“, mit denen sich schon der Lehrer der prima media viel weiß! Sie bestehen in Geographie und Arithmetik — Geschichte kommt außer in prima superior, wo nun freilich gleich „Geschichte Württembergs nach Spittler“ vorgetragen wird, im Untergymnasium nicht vor — gelten aber neben dem Latein nur als ornamenta seu decora und werden meist „zu Ende der Stunden, wenn noch eine Viertel- oder halbe Stunde übrig ist, docirt.“ Da bekommen nun z. B. in der Geographie die Schüler in der prima media „zuerst eine allgemeine Uebersicht von der ganzen Erde, dann Europa, dann Deutschland, dann Schwaben,“ und nachdem sie in der folgenden Klasse mit den „merkwürdigsten Reichen der Erde“ bekannt geworden, versucht es der praeceptor secundae, der selbst geographischer Schriftsteller ist, erst ihnen „durch kurze annehmliche Geschichtlein eine rechte Begierde zu dieser Wissenschaft beizubringen,“ ehe er die „Wissenschaft“ selbst mit ihnen beginnt, was denn den Erfolg hat, daß der nächste Lehrer dieses Fach „unter die verdrüßlichsten“ rechnet, weil die Schüler darin gar nichts können, und sein höherer Kollege kurzweg erklärt: „Geographie habe ich meine Schüler noch nicht gelehrt.“

Als besonderer Uebelstand wird ferner von der Herzoglichen Studienkommission in ihrem Bericht vom 5. Sept. 1795 die seltsame Vertheilung der Unterrichtszeit auf drei oder gar vier Gruppen hervorgehoben. Obligat waren nur die „Ordinariklaßstunden“ Sommers 7—10 (Winters 8 bis 11) und an vier Nachmittagen 2—4, zusammen 24 Wochenstunden, wofür der Schüler quartaliter 30 Kreuzer zu

zahlen hatte. Als „Observanz“ galt nun aber ferner der Besuch der „Morgenprivat“ 10—11 oder 11—12 (ebenfalls 30 kr.), und „sehr rekommandirt“ wurde endlich die „Abendprivat“ 4—5, welche als die „vornehmste“ mit 1 fl. 30 kr. zu bezahlen war. Da nun bloß für die horae ordinariae eine Verpflichtung bestand und nicht wenige Eltern vorzogen, den unumgänglichen Nebenunterricht durch einen der zahlreichen Privatlehrer ertheilen zu lassen, so hatte, streng genommen, der Präceptor in jeder dieser drei Gruppen wieder einen besondern Gang einzuhalten, und für die Schwachen und die Griechischlernenden endlich waren noch obendrein „Privatlektionen“ von 1—2 Uhr Nachmittags erforderlich, wie denn auch die meisten der Lehrer in ihren Berichten die Zahl ihrer Wochenstunden auf 48—50 angeben.

Nun denke man aber ja nicht, daß in dieser langen Unterrichtszeit beständig jene gespannte Thätigkeit geherrscht hätte, welche sich für unsere Vorstellung nothwendig mit dem Begriff der Schule verbindet. Bei dem patriarchalischen Verhältniß, in dem in der guten alten Zeit der Lehrer zu seiner Klasse stand, waren der Abhaltungen, der heitern wie der ernsten, unzählige, und wenn auch die Anekdote von dem Präceptor Gymnasii, der sich im Schulzimmer während der Lektion von dem Perruquier das olympische Haupt bearbeiten ließ, nur Scherz der Ueberlieferung sein sollte, so ist doch sogar in den Berichten der Herren selbst Manches, was uns seltsam anmuthet, z. B. die Bemerkung eines Lehrers, daß „gemeiniglich beim Beginn der Stunde eine kleine Geschichte aus der Historie oder sonst etwas Schickliches erzählt wird, jedoch allemalen mit der Bedingung, beim Construiren hernach recht aufmerksam zu sein.“

So sind denn auch die Schilderungen, welche wir von den disciplinarischen Zuständen bekommen, nicht sehr erbaulich, und da und dort, wenn einer dieser Berichte über die corruptos mores saeculi jammert, glaubt man zwischen den Zeilen das Bild der bösen Rotte zu erkennen, wie sie mit dem guten alten Herrn ihren Schabernack treibt. Wir sind im Blüthenalter der Rousseau'schen Humanitätsideale, und da ist es nun gar drollig zu sehen, wie die Herren, die doch auch gerne auf der Höhe der Zeit stehen möchten, in allen Tonarten sich entschuldigen, daß sie „gegen ihre Grundsätze nothgedrungen haben zu dem Stock greifen und dabei leider haben bemerken müssen, daß der viel besser hilft, als jede andere, einem freien Menschen anständigere Behandlung."

Da ist der gute Jonathan Lenz, Präceptor secundae, unter dessen mildem Scepter unser Hegel in seinem zehnten Jahre gestanden; ist es uns nicht, als wohnten wir selbst einer Lehrstunde von damals bei, wenn wir ihn in seinem Bericht die Schüler in drei Klassen eintheilen sehen: „bei der ersten läßt sich durch eine liebreiche Behandlung alles zuwege bringen; mit der zweiten muß ich schon ernsthaft reden; bei der dritten, wo beides nichts hilft, richte ich mich nach eines jeden Naturell: z. B. Schwätzige werden in Schwätzbiegel gestellt, Faule müssen von andern weg und an einem besondern Ort sitzen oder stehen. Der Bakel wird nur selten gebraucht, fürnehmlich aber suche ich auch solche noch durch Beschamung zurecht zu bringen."

Es bedarf keines Wortes, daß diese Unterrrichtsverhältnisse nicht geeignet waren, bei dem Knaben Hegel den ihm von der Natur nicht versagten, aber hinter einer dichten Schichte verständiger Nüchternheit verdeckten Sinn

für das Ideale zu wecken. Theologisch gebildet waren zwar vier von diesen Lehrern, und eines besondern Rufs erfreute sich der von der fünften Klasse, Prof. Nast, der Vater von Schillers Lehrer an der Karlsschule. Ein persönliches Verhältniß aber scheint Hegel nur zu einem gehabt zu haben, gleich dem ersten, Präceptor M. Löffler. Er nennt ihn häufig in seinem Tagebuch und stets mit herzlicher Verehrung, namentlich an einer Stelle, die in jeder Hinsicht für den Fünfzehnjährigen charakteristisch ist. Am 6. Juli 1785 nach dem Tode Löfflers schreibt er (Rosenkranz, Hegels Leben, S. 434 und S. 6):

„Herr Präceptor Löffler war einer meiner verehrungswürdigsten Lehrer, besonders im untern Gymnasio darf ich ihn kecklich fast den vorzüglichsten nennen. Ich kam im Herbst 1777 zu ihm, wo er Präceptor I inf. Classis war. Ich war also das halbe Jahr 1778 auch bei ihm und da in diesem Jahr der selige Herr Präceptor Schäffner gestorben war, so rückte er im Herbst mit uns um eine Klasse weiter vor, daß ich also das ganze Jahr 1778 und den größten Theil von 1779 seinen Unterricht genoß. Als ich von ihm weg kam in meines Onkels, des Herrn Präc. Göritzens Klasse, hatte ich nichtsdestoweniger das ganze Jahr Privatunterricht bei ihm. Ebenso 1783, wo ich bereits in der 5ten Klasse bei Herrn Prof. Nast war. Im ersten Privatunterricht ging auch Lebret und Autenrieth[1] mit mir, im zweiten war ich ganz allein. Im ersten exponirten wir den Curtius, Aesop, das Neue Testament,

[1] Lebret, Sohn des damaligen Gymnasialprofessors und nachherigen Kanzlers, und Bruder von Hölderlins späterer Geliebten in Tübingen. Autenrieth, Sohn des bekannten Professors der Kameralwissenschaft an der Karlsschule, der später Kammerdirektor wurde.

nämlich am Mittwoch, Freitag, Samstags und Sonntags von 11—12 und 2—3. Im zweiten exponirte ich Cicero de senectute, somnium Scipionis, Laelius s. de amicitia, Griechisch im neuen Testament die Briefe an die Thessalonicher und den an die Römer und etwas Hebräisch in den Psalmen. Zu Ende auch in Vida's Christiade, wo ich viel auswendig wußte.

„Er war der rechtschaffenste und unparteiischste Mann. Seinen Schülern, sich und der Welt zu nützen, war seine Hauptsorge. Er dachte nicht so niedrig wie Andere, welche glauben, jetzt haben sie ihr Brod und dürfen nicht weiter studiren, wenn sie nur den ewigen, alle Jahre erneuten Klassenschlendrian fortmachen können. Nein, so dachte der Selige nicht! Er kannte den Werth der Wissenschaften und den Trost, den sie einem bei verschiedenen Zufällen gereichen. Wie oft und wie zufrieden und heiter saß er bei mir in jenem geliebten Stübchen und ich bei ihm! — Wenige kannten seine Verdienste. Ein großes Unglück war es für den Mann, daß er so ganz unter seiner Sphäre arbeiten mußte. Und nun ist er auch entschlafen! Aber ewig werde ich sein Andenken unverrückt in meinem Herzen tragen."

Ist sie nicht ergreifend in ihrer milden Wärme, diese Schilderung? Sie hebt für einen Augenblick den Schleier von dem Innern des Fünfzehnjährigen und läßt uns durch viel Wohlweisheit und Altklugheit hindurch in die stille Tiefe eines guten und treuen Knabengemüthes blicken. Und ist es nicht in seiner Art ein rührend liebliches Bild, das er in wehmüthiger Rückerinnerung von dem Zusammensein mit dem nun verstorbenen Lehrer in dem „geliebten Stübchen" entwirft? Es liegt über dieser leisen Zeich-

nung ein so zarter Duft von ächter Empfindung, daß man das störende Beiwerk vergißt und sich angesprochen fühlt wie von unbewußter Poesie. Und ist es endlich nicht ein ächt schwäbischer Zug, daß die Erregung des Gemüthes es ist, welche die erste, schüchterne Blume der Schönheit in dem sonst so spröden und nüchternen Knaben weckt?

Als Hegel sein Tagebuch begann, dem die angeführten Zeilen entnommen sind, war er inzwischen bereits (im Oktober 1784) in das obere Gymnasium vorgerückt. Hier lagen die Verhältnisse entschieden günstiger, wenigstens nach der persönlichen Seite. Abgesehen von dem Rektor M. Tafinger (geb. 1728), der bereits dreißig Jahre dem Gymnasium angehörte, und den auch Spittler schon zum Lehrer gehabt hatte, und von dem Senior collegii, dem vielschreibenden und vielredenden Balthasar Haug (geb. 1731), dem bekannten Herausgeber des schwäbischen Magazins und zahlloser Schriften und Schriftchen, mit deren Titeln er in seinem „Gelehrten Wirtemberg" allein sechs Seiten anfüllt, abgesehen von diesen beiden ältern Männern gehörten die Professoren durchaus dem kräftigsten Lebensalter an: Prof. Heinrich David Cleß (geb. 1741), der frühere Prinzenlehrer in Treptow und Mömpelgart, der erste Erzieher des Königs Friedrich, Schmidlin (geb. 1745), der im Gymnasium vorzugsweise Geschichte und Geographie docirte, Osterdinger (geb. 1749) und Kielmann (geb. 1750), beide früher an der Karlsschule angestellt, und Hopff (geb. 1747), der, ein geschätzter Mathematiker, zugleich im Griechischen einen Ruf hatte, standen alle damals in den dreißiger oder den ersten vierziger Jahren. Dazu kam noch der Lehrer des Französischen, Prof. Morel (geb. 1739), ein Mömpelgarter, der, wie seine Kollegen

alle, das Tübinger Stift durchlaufen hatte und Prediger der französischen Gemeinde in Stuttgart war.

Leider aber, was man vor allem wünschen möchte, ward Hegel nicht zu Theil, eine wirklich hervorragende oder wenigstens in höherem Grade anregende Persönlichkeit unter seinen Lehrern zu finden, welche die tiefer liegenden Keime seiner Begabung rechtzeitig zu wecken und zu nähren gewußt hätte, etwa so wie es Abel und Drück, auch der jüngere Nast, Schott, Moll und Andere auf den entsprechenden Stufen der Karlsschule waren. So findet Hegel allerdings eine würdige und durch und durch solide Vertretung der alten gediegenen Tradition des württembergischen Unterrichtswesens, aber er bleibt zunächst noch völlig in der Luft des Rationalismus vulgaris, und wir werden den Gewinn, den er dem obern Gymnasium dankt, wesentlich in der Uebung konsequenten Denkens und daneben in einer gründlichen Einführung in das zu suchen haben, was man damals unter dem klassischen Alterthum verstand.

Indeß auch dies nicht durchaus als unmittelbare Wirkung des Unterrichts. Denn leider finden wir auch im obern Gymnasium, so sehr es die Kluft zwischen sich und der untern Abtheilung hervorzukehren gewohnt war, sehr erhebliche Gebrechen offen zu Tage liegend, und eben der „akademische" Charakter, den die Professoren möglichst zu erhalten und zu steigern liebten, muß als hauptsächliche Quelle derselben betrachtet werden.

Allerdings hatte die Betonung desselben den Vortheil, nicht nur den Professoren selbst in ihrer persönlichen Stellung, sondern auch der Anstalt als solcher ein höheres Ansehen in den Anschauungen des Publikums zu verleihen,

wie sie denn vor Errichtung der Karlsschule der Stolz der Stuttgarter und der Gegenstand ihrer besondern Vorliebe war. Aber diesem Gewinn standen große pädagogische Mißstände gegenüber.

Die Professoren waren gegen ihren für damals ansehnlichen Gehalt nur zu sieben Stunden wöchentlich verpflichtet; so „lasen“ sie denn täglich eine Stunde, ein Privilegium, dessen Aufhebung im Jahr 1794 von ihnen als ein starker Eingriff in die „fundationsmäßigen Rechte“ empfunden wurde; sie hielten aber daneben noch collegia privata und hauptsächlich privatissima, und scheinen den Schwerpunkt des Unterrichts in diese verlegt zu haben.

Die Herzogliche Studienkommission in ihrem Gutachten vom 22. Oktober 1794 tadelt diese Einrichtung zunächst deßhalb, weil sie die jungen Leute so viel koste. Zwar die (26) horae ordinariae waren unentgeltlich, aber sie genügten auch nicht; die collegia privata wurden mit einer Dukate honorirt („welches Sostrum und Minerval zwar, wie der Rektor versichert, dem Dürftigen jedesmalen gutwillig zurückgegeben wird“) und die privatissima werden sehr theuer gefunden.

Viel bedenklicher aber war die zweckwidrige Zerreißung des Lehrstoffs, und die mangelhafte Vertretung der Hauptfächer in den öffentlichen Unterrichtsstunden, und da nun überdies die Professoren, soweit sie nicht für Specialfächer angestellt waren, das alte Vorrecht hatten, jedes Jahr nach Maßgabe des Dienstalters die ihnen convenirenden Fächer sich auszuwählen und innerhalb derselben den Gegenstand mit seiner Begränzung, die Autoren u. s. w. (wie auch die Lehrbücher) frei zu bestimmen, so ergab sich daraus ein Lehrplan, der die seltsamste Musterkarte darstellte.

Der Plan vom Sommer 1794 — der allerdings schon deßhalb, weil mittlerweile Haug und Osterdinger durch Hauser und den jüngern Naſt erſetzt worden waren, nicht unmittelbar für Hegels Zeit benützt werden kann, aber doch in den Hauptpunkten ſicher wenig von deſſen Lehrplan abwich — enthält für die ſechste Klaſſe: Latein 9 Stunden in nicht weniger als 8 Fächern, nämlich Hebdomadar 1 Stunde, Extemporale 1, Livius 1, Ovid 1, Horaz („die ſchönſten und zugleich ſittlichſten Oden") 1, Cicero's dialogi 1, Cicero's Briefe 2, Römiſche Antiquitäten 1 Stunde; ferner Griechiſch: Herodian 1, Graecum sacrum (für Theologen) 1; ſodann Hebräiſch (für Theologen) 3, Rhetorik 2, Logik 1, Historia sacra 1, Univerſalgeſchichte 2, Geographie 2, Mathesis pura 2, Phyſik 1 Stunde, dazu noch 1 Stunde „gymnaſtiſchen Gottesdienſt", d. h. Katecheſe, alſo zuſammen 19 Fächer in 26 Wochenſtunden!

Ganz ähnlich in Cl. VII: Hebdomadar und Extemporale je 1, Chrestomathia Pliniana 1, Cicero de officiis 2, orationes selectae 3, Livius 1, Virgil 1 St., alſo Latein 7 Fächer in 10 Stunden; ſodann Chrestomathia Graeca Gesneriana und Graecum sacrum je 1 St.; Hebräiſch wieder 3 St.; Dogmatik 1, Moral 2, Metaphyſik 1, Historia specialis 2, Geographie 1, Mathesis applicata 2, Phyſik 1 Stunde, und wieder 1 Stunde Gottesdienſt; alſo 26 Stunden in 18 Fächern, wozu dann noch als fakultativ das Franzöſiſche in 4 Nachmittagsſtunden von 1—2 kam.

Es braucht wohl keiner ausdrücklichen Hinweiſung auf die augenſcheinlichen Mängel dieſes Lehrplans, die weitgehende Zerſplitterung des Stoffs in Einzelfächer, die

unglaublich dürftige Heranziehung des Griechischen, das, noch unter der alten Vernachläßigung leidend, fast ganz den besonders honorirten Nebenstunden überlassen blieb, das Fehlen des deutschen Unterrichts, den in seinen Hauptaufgaben die Rhetorik mit ihren „Declamationen,“ d. h. Redeübungen nicht ersetzen konnte, der naturgeschichtlichen Fächer u. s. w.

Ueberraschend aber mag es immerhin für Manchen sein, wie wenig die herkömmliche Ansicht von der früheren Alleinherrschaft des Unterrichts in den klassischen Sprachen durch die damaligen Zustände des obern Gymnasiums in Stuttgart bestätigt wird. Lassen wir die nur für Theologen bestimmten Fächer bei Seite und rechnen wir andererseits das Französische mit, so finden wir die Zahl der Stunden für das Lateinische und Griechische zusammen heute nicht nur absolut größer als damals, sondern auch im Verhältniß zur Gesammtzahl der Wochenstunden gleich oder vielmehr stärker angesetzt, wobei noch überdies in die Augen springt, wie sehr viel weiter heutzutage der Umblick im Gesammtgebiet des klassischen Alterthums durch die stärkere Betreibung des Griechischen geworden ist.

Anders freilich stellt sich die Sache, wenn wir das Latein für sich betrachten, das damals, ob auch unter allzuviele Schriftsteller gleichzeitig vertheilt, doch mit dem gesammelten Gewicht einer wesentlich gleichartigen Masse den andern Fächern in ihrer unwirksamen Vereinzelung gegenüberstand, und sich so als der solide Kern des ganzen Systems, als die feste Grundlage für jenes immorari et innutriri erwies, das die erste Bedingung eines organischen Wachsthums im geistigen Leben ist.

Hier also, in der stark überwiegenden Bedeutung des Lateinischen, hatte der auch damals schon vielgetheilte und

nach mannigfaltigen Richtungen auseinandergezogene Unterricht seinen geschlossenen Mittelpunkt von lebendiger Triebkraft, und indem nun von hier aus zugleich die Selbstthätigkeit der Schüler am kräftigsten erregt wurde, werden wir nicht länger nach der Erklärung des sonst unverständlichen Räthsels zu suchen brauchen, wie es einem so offenkundig mangelhaften System dennoch gelingen konnte, Persönlichkeiten von so gediegener Kraft der Intelligenz, geistige Kernnaturen im vollsten Sinne des Wortes heranzuziehen.

Ja, wenn wir von hier aus auf unsern Hegel hinüberblicken, so fühlen wir alsbald, wie gerade die lateinische Sprache mit ihrer logischen Durchbildung, mit der lapidarischen Bestimmtheit ihrer Regeln, welche, wie er selbst sagt, „den Sinn des Gehorsams, des rechtlichen Verfahrens“ (vgl. Thaulow a. a. O. III, 241) nährt und zu fortgesetztem Subsumiren des Besondern unter das Allgemeine nöthigt, seinem Naturell entsprach und geeignet war, seiner geistigen Struktur jene breite Unterlage substantieller Tüchtigkeit zu geben, auf der die früh befestigte Sicherheit seiner innern Anschauungswelt beruhte.

Betrachten wir nun ihn selbst in dieser wichtigen Periode seines Lebens, über die wir durch so schätzbare Selbstbekenntnisse unterrichtet sind.

Am 26. Juni 1785 beginnt er ein Tagebuch,[1] das, Anfangs deutsch geschrieben, nach einem Monat exercendi styli et roboris acquirendi causa ins Lateinische übergeht, aber manchmal deficiente alia quadam materia

[1] Mitgetheilt von Rosenkranz in den „Urkunden“ zu seinem Leben Hegels S. 431–448, und von Thaulow, Hegels Ansichten über Erziehung und Unterricht, Band 3, S. 14–33.

sich begnügt, eine Partie aus der römischen Geschichte, der Mythologie, auch wohl sonst einen Gegenstand des Unterrichts oder des Privatstudiums im Stil dieses oder jenes Römers darzustellen. Am Ende des Semesters durch übermäßige Anstrengung erkrankt, nimmt er sein Diarium am 9. December wieder auf, ohne zu der früheren Regelmäßigkeit zurückzukehren, und vom März 1786 an finden sich nur noch einzelne reflektirende Besprechungen von Fragen allgemeiner Art, meist aus den Vorstellungskreisen der Aufklärung. Ein neuer Anlauf am 1. Januar 1787 hält wieder nur eine Woche an, gibt aber interessante deutsch geschriebene Mittheilungen über sein damaliges Leben und Treiben.

Es ist die Periode der Tagebücher. Zergliedernde Selbstbeobachtung ist ja damals fast epidemisch. Aber wie verschieden ist dieses Tagebuch des biedern Gymnasisten von allem, was wir sonst in dieser Art aus jener Periode kennen, wie grundverschieden vollends von jenen Tagebüchern, die in denselben Klassen des Stuttgarter Gymnasiums ein Menschenalter später der unglückliche Waiblinger geschrieben hat[1]: hier die reinste Selbstbespieglung des bewußten Genies, das, titanisch erregt, im fortgesetzten Hinblick auf Mit- und Nachwelt seine Gefühle und Erlebnisse niederschreibt, und dort die schlicht naiven Auslassungen eines großartig ehrlichen und anspruchslosen jungen Menschen, der ohne die entfernteste Ahnung, daß er einmal für Andere ein Gegenstand des Studiums werden könnte, nur zur Stilübung oder um sich selbst über sein Streben Rechenschaft zu geben, mühsam den Stoff zusammensuchend, die Blätter des Buches füllt!

[1] Acht sorgfältig geschriebene Bände, Manuscript. Auszüge daraus in Waiblingers gesammelten Werken von H. v. Canitz. Hamburg 1840. Band IV.

Ein Blick in diese Aufzeichnungen genügt, um uns den Fünfzehnjährigen ganz in den Bahnen der verstandesmäßigen Zeitrichtung begriffen zu zeigen. Da sind die Lieblingsstücke der Aufklärung alle beisammen, das moralisirende Raisonnement, die Toleranzpredigten, die Verachtung des Aberglaubens, wie namentlich an jener vielcitirten Stelle der triumphirende Hohn, als die Stuttgarter — „sogar, pudendum dictu, Leute, von denen man mehr Aufklärung erwartet und die in öffentlichen Aemtern stehen“ — in einer Sommernacht das „Muthes Heer oder muthige Heer“ zu sehen und zu hören glaubten und es sich dann herausstellte, „daß es — o Schande, Schande! — Kutschen waren,“ welche von einer vor der Stadt am Berg gelegenen Gesandtenwohnung nach Hause fuhren. „Das also, ruft der jugendliche Freigeist aus, war dieses muthige Heer! Ha, ha, ha! O tempora, o mores! Geschehen anno 1785! O, o!“ (Rosenkranz S. 435).

Und wie bezeichnend wiederum ist jene in reizend pueriler Nachbildung des ciceronianischen Stils gehaltene Partie aus dem Entwurf zu einer Rede über die Geselligkeit (Rosenkranz S. 443): „Venio jam ad consuetudinem sexus sequioris, quo quidem scopulo multi et praeclarissimi animo misere perierunt. Quid ergo faciendum? Abstinendum omni plane cum illis commercio? Nati sumus, ut dixi, ea lege, qui commercium et consuetudinem hominum colamus. At feminae non sunt homines? Quis hoc contendet? Utendum igitur est illis. Sed quaeritur, quae et quantae calamitates consequantur. Caret consuetudo illa omnibus commodis? Absit. Immo, si recte utaris, maxima tibi offeret. Qui enim, quod sane quisque vestrum et volet et velit,

hos inter homines, qui nunc globum tuentur, fortunatus cupit esse, eum abjicere necesse est, ut ita dicam, Schlacken, quod nusquam melius et diligentius fieri poterit, quam in societate illarum. Habent enim laudisque infamiaeque monopolium!"

Wer sieht ihn nicht vor sich, den hochverständigen Herrn auditor Gymnasii, in dieser köstlich zopfigen Variation des: „Willst du genau erfahren, was sich ziemt u. s. w.", zumal wenn er bald darauf bei Gelegenheit eines Hofkoncerts, in dem er ein paar gute Freunde trifft, bemerkt: „Das Anschauen schöner Mädchen trug zu unserer Unterhaltung auch nicht wenig bei."

Aber fast noch charakteristischer werden diese Aufzeichnungen durch das, was sie nicht enthalten: da ist nun auch nicht eine Silbe von der Natur, der Landschaft, dem Frühling und seinen Reizen, von Waldesluft und Wanderlust und Anderm dieser Art, was sonst ein junges Herz bewegt, höchstens noch dies und das über Physik oder Astronomie: gewiß bei ihm mit eine Folge des Mangels an naturgeschichtlichem Unterricht, aber wahrhaftig doch vor allem bezeichnend für die Anlage des Mannes, der es auch im voll entwickelten philosophischen System zu keiner Realität der Natur zu bringen vermochte. Und weiter, keine Silbe über Klopstock, dessen Oden er freilich zwei Jahr später sich zum großen Theil abschreibt, über Wieland, Herder, Goethe, über irgend einen der Dichter, die überall damals die Geister erregen; Schubart, der gefesselte Titan, der Heros der freiheitsliebenden Jugend, schmachtet noch auf dem nahen Asberg, man hofft auf seine nahe Befreiung; Schiller, der große Landsmann, der kühne Flüchtling, für den die Herzen der Karlsschüler

glühen, steigt mehr und mehr zum Liebling der Nation empor — umsonst sucht man auch nur nach ihren Namen. Eine kühle Verständigkeit, eine trockene Nüchternheit, die in solchem Maß etwas wirklich Erschreckendes bei einem jungen Menschen hat, dehnt sich, einer dürren Sandwüste gleich, in endloser Prosa durch diese Blätter hin, und die hochweisen Bemerkungen über die gleichgiltigsten Vorgänge im Alltagsleben werden nur dadurch genießbar, weil sie sich so schlechthin naiv und einem grundbraven Gemüth entsprungen anfühlen.

Aber ein Zug allerdings, von Größerem, was dereinst noch kommen soll, leise Kunde gebend, geht durch diese schülerhaften Versuche hindurch, ein Erfassen des substantiellen Inhalts, ein Anschauen des Gegenstandes in der Totalität seiner Erscheinung: das Gegebene ist das Objektive, die gedrungene Masse, die das räsonnirende Denken zu umklammern, in deren Fugen es mit sondernden Organen einzudringen bemüht ist, um es in seiner Gliederung als Ganzes zu erfassen und in seinem innern Wesen zu begreifen. Nirgends jenes Spiel des Geistes, dem sich die Jugend sonst so gerne überläßt, die Gedankenbilder wie luftige Sommerfäden, wie bunte Seifenblasen durch die blaue Luft schweben zu lassen: überall bei ihm ist das Gegebene der wirklichen Verhältnisse, im Staat, in der Geschichte, in Sitten und Anschauungen und Aehnlichem das materielle Substrat, an dem sich sein Denken versucht, ohne je sich völlig von ihm abzulösen. Man sieht aufs Neue, wie langsam, wie schrittweise, wie stetig fortschreitend diese behutsame Schwabennatur sich entwickelt, und zunächst noch immer in den bisher festgehaltenen Bahnen.

Noch viel entschiedener wird sich uns diese Beobachtung bestätigen, wenn wir Hegel in dem Hauptstück seines Privatstudiums betrachten, in dem excerpirenden Lesen. Rosenkranz sagt darüber (S. 12): „Bei seiner Lektüre ging er folgendermaßen zu Werke. Alles, was ihm bemerkenswerth schien — und was schien es ihm nicht! — schrieb er auf ein einzelnes Blatt, welches er oberhalb mit der allgemeinen Rubrik bezeichnete, unter welche der besondere Inhalt subsumirt werden mußte. In die Mitte des oberen Randes schrieb er dann mit großen Buchstaben, nicht selten mit Frakturschrift, das Stichwort des Artikels. Diese Blätter selbst ordnete er für sich wieder nach dem Alphabet und war mittelst dieser einfachen Vorrichtung im Stande, seine Excerpte jeden Augenblick zu benützen. Bei allem Umherziehen hat er diese Incunabeln seiner Bildung immer aufbewahrt. Sie liegen theils in Mappen, theils in Schiebfutteralen, denen auf dem Rücken eine orientirende Etikette aufgeklebt ist."

Solche Rubriken sind „Philologie und Literaturgeschichte," wo, wie Rosenkranz versichert, fast alle antike Schriftsteller nach Leben und Werken (sammt Ausgaben) behandelt sind; „Aesthetik," wo das Gleiche für die modernen Lieblingsschriftsteller der Aufklärung geschieht und zugleich die Gattungen der Poesie, aber nicht nach Lessingschen Grundsätzen, sondern nach dem von Lessing so übel mitgenommenen Dusch besprochen sind, „Erfahrungen und Physiognomik," „Arithmetik, Geometrie und angewandte Mathematik," „Philosophische Geschichte," „Natürliche Theologie" u. s. w.

Thaulow hat (Vorrede zum dritten Band S. VI.) „das Glück gehabt, Ostern 1854, in der Nachlese der Hegelschen

Manuskripte ein von ihm selbst geordnetes, in ein Schiebfutteral zusammengelegtes Konvolut von Manuskripten zu finden aus seiner Gymnasialzeit von 1784 bis zum Jahr 1788, welches Excerpte über Pädagogik, Didaktik, Methodik, Psychologie enthält, wo, bei jedem Excerpte, wie Hegel das sein ganzes Leben hindurch that, neben Angabe des Titels des Werkes, Jahreszahl und Datum, an welchem er excerpirte, genau bezeichnet sind.“ „Der Titel dieses Schiebfutterals ist leider ganz verwischt und nicht mehr zu entziffern, es leidet aber keinen Zweifel, daß er gelautet hat: Zur Pädagogik.“

Den ganzen Inhalt dieses Konvoluts nun hat Thaulow in diesem dritten Bande auf mehr als hundert Seiten (S. 33—144) zum wörtlichen Abdruck gebracht. Es sind im Ganzen dreißig Excerpte von verschiedener, zum Theil sehr beträchtlicher Ausdehnung, und einer großen Zahl von Werken entnommen, die aber, einige Citate aus alten Klassikern abgerechnet, fast ausnahmslos jener bekannten Gruppe von Stimmführern der Aufklärung angehören, welche von den Sechziger und Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an durch Popularisirung ihres aus Wolff und Locke gemischten Eklekticismus die Hauptbegründer der platt rationalistischen Zeitrichtung wurden.

Da sind vor allem ihre beiden Hauptorgane, die „Neue allgemeine Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“ (seit 1765) und die Biester'sche „Berlinische Monatsschrift“ (1783—96) in umfangreicher Weise benützt, da ist Moses Mendelssohn, Nicolai mit seinem Reisewerk, Sulzer mit seinem „Kurzen Begriff der Gelehrsamkeit,“ da ist Garve, der Göttinger Feder mit seinem „Neuen Emil,“ Dusch mit seinen „Briefen zur Bildung des

Geschmacks," Eberhard, Kästner, Johann Georg Zimmermann, Campe, Zöllner — es fehlt kaum einer aus der Sippschaft, gegen welche ein Jahrzehnt später die Olympier von Weimar und Jena ihre Xenienpfeile versandt und vor allem die Romantiker ihren Vernichtungsfeldzug unternommen haben.

Sehen wir näher zu, so ergibt sich, daß der jugendliche Wissenseifer sehr Vieles, Deduktionen zum Theil von außerordentlicher Ausdehnung, wortgetreu abschreibt, wie das, nach der Versicherung von Rosenkranz (S. 15), sein Leben lang Hegels Gewohnheit blieb, daß er aber auch da, wo er, nicht ohne überraschende Züge von geübter und reifer Denkkraft [1], ausscheidend, verkürzend zu Werke geht, oft weitausgeführte Gedankenreihen in gedrungene Sätze zusammenzieht, die dialogische Form in die abhandelnde auflöst u. s. w., doch sich nie mit bloß skizzirender Andeutung der Kardinalpunkte begnügt, sondern immer auf Totalität auch in formeller Beziehung ausgeht. Und auch bei jenen Partieen fehlt es nicht an Beweisen, daß das Abschreiben nicht ein todtes war, um, was Andere gedacht, schwarz auf weiß bei sich zu tragen, sondern daß seine Thätigkeit dabei ein wirkliches Nachdenken des Originals war.

Was aber die Hauptsache ist, nie, geradezu niemals mischt er eine eigene Bemerkung, einen irgendwie subjektiven

[1] Wenn übrigens Thaulow Bd. 3, S. 34 Anm. den von Hegel in einer solchen Verkürzung seines Originals gebrauchten Ausdruck „Bestimmungswissenschaften" als „ebenso richtig wie ganz selbstschöpferisch von ihm gebildet" hervorhebt, so mag die beiläufige Bemerkung gestattet sein, daß ihm, was Thaulow nicht wissen konnte, diese Bezeichnung von der Karlsschule her geläufig war, wo diejenigen Klassen, welche bereits für einen speciellen Beruf vorgebildet wurden, officiell als „Bestimmungsabtheilungen" den jüngeren „philosophischen" und „philologischen Abtheilungen" gegenübergestellt und so auch ihre Fächer „Bestimmungswissenschaften" genannt wurden.

Zusatz bei: man fühlt das principielle Bestreben, die Ansicht des Andern in ihrer reinen Objektivität sich gegenüber zu stellen, wie denn auch später bei ihm Darstellung des fremden Standpunkts und Kritik desselben durchaus getrennte Funktionen blieben.

Es ist von Interesse, Hegel selbst auf der Höhe seiner Entwicklung über diese Methode des Studiums sich aussprechen zu hören. In seinen Vorlesungen über Geschichte der Philosophie (Werke, Bd. XIII, S. 230) redet er bei der Darstellung der pythagoreischen Lehrweise von der Echemythie, welche die Exoteriker fünf Jahre lang zu bewahren hatten und bemerkt hier: Diese Pflicht des Stillschweigens, „kann man überhaupt sagen, ist eine wesentliche Bedingung für jede Bildung und jedes Lernen. Man muß damit anfangen, Gedanken Anderer auffassen zu können. Es ist dies ein Verzichtleisten auf eigene Vorstellungen, und dies ist überhaupt die Bedingung zum Lernen, zum Studiren. Man pflegt zu sagen, daß der Verstand durch Fragen, Einwendungen und Antworten u. s. f. ausgebildet werde; in der That wird er aber hiedurch nicht gebildet, sondern äußerlich gemacht. Die Innerlichkeit des Menschen wird in der Bildung erworben und erweitert dadurch, daß er an sich hält. Durch das Schweigen wird er nicht ärmer an Gedanken, an Lebhaftigkeit des Geistes. Er erlernt dadurch vielmehr die Fähigkeit aufzufassen, und erwirbt die Einsicht, daß seine Einfälle und Einwendungen nichts taugen; und so gewöhnt er sich ab sie zu haben.“

Bedenkt man nun, daß diese von Thaulow mitgetheilten Excerpte nur einen mäßigen Bruchtheil dessen darstellen, was Hegel in seiner Gymnasialzeit in ähnlicher Weise sich

zu eigen gemacht hat, und erwägt man, welche Ausdauer, welche Beharrlichkeit der innern Antheilnahme bei einem jungen Menschen dazu erfordert wird, ganze Bände von abstrakten Untersuchungen, wenn auch freilich in popularisirender Darstellung, durchzustudiren und auszuziehen, so wird man allerdings nicht umhin können, den beispiellosen Fleiß zu bewundern, der es in so jungen Jahren auf nichts Geringeres abgesehen zu haben scheint, als sich ein Repertorium, ein sorgsam geordnetes Inventarium über den gesammten Wissensbestand seiner Zeit anzulegen, als bedeutungsvolles Vorstudium für jenes universale System, das, wie er selbst von Aristoteles sagt (Werke, XIV, 298), „die ganze Masse des realen Universums in ihrem Reichthum und ihrer Zerstreuung dem Begriff zu unterjochen" bestimmt ist.

Man wird überdies die großartige Selbstentäußerung dieser jugendlichen Intelligenz im höchsten Grad bezeichnend finden, welche, um von jeder Willkür der subjektiven Meinung oder Voreingenommenheit frei zu werden, sich mit gewaltiger Konsequenz in die Zucht eines fremden Denkens begibt, ganz wie wir von dem späteren Hegel so oft den Grundsatz vernehmen, daß auch das Wissen und Denken so gut wie das Wollen mit dem Gehorchen zu beginnen habe.

Aber man kann sich auf der andern Seite doch einer schmerzlichen Bewegung nicht erwehren, wenn man diesen Bienenfleiß auf dem Felde seiner späteren Erfolge so einzig und ausschließlich gerade diesen Stoffen zugewendet und eben damit in einem Thun vergeudet sieht, das eine bedenkliche Aehnlichkeit mit dem Studium des Famulus Wagner hat. Es ist doch im Grund ein trübes Bild,

wie der begabte Jüngling in den schönsten Jahren, die dem Menschen gegönnt sind, Tag um Tag „in sein Museum gebannt“ hinter dem Pulte sitzt und, statt am frischen Athem der Natur oder im geistigen Frühlingshauch der herrlich erblühenden Dichtung seines Volkes die reichen Lebenskeime seines Innern zu entfalten, vielmehr die duftlos dürren Blumen einer seichten Verstandesphilosophie in sein Herbarium einlegt.

Denn gewiß, wer irgend sich die Mühe nimmt, diese riesig aufgespeicherte Excerptenmasse zu durchlesen, wird von der matten Dürftigkeit dieser ästhetischen Urtheile, der kahlen und schalen Unlebendigkeit dieses populären Philosophirens einen wahrhaft trostlos öden Eindruck gewinnen, wie denn diesen Charakter der Aufklärungsliteratur Hegel selbst in seiner spätern Zeit so entschieden wie kaum ein Anderer hervorgehoben hat (z. B. in den Vorlesungen über Geschichte der Philosophie, Werke XV, 350 f.).

Nun mag man ja sagen, daß Hegel eben deßhalb diese Misère von damals habe innerlich durchleben müssen, um sich hernach desto bestimmter von ihr abzukehren. Wohl, aber Jugendeindrücke, mit so beharrlicher Energie gepflegt, werden nicht ohne Weiteres wieder abgestreift und ausgeworfen, und so ganz ohne ein Moment der Wahrheit ist doch das bekannte Wort von Schelling nicht, daß Hegel, indem er an die Stelle des Lebendigen und Wirklichen den logischen Begriff gesetzt, im Grunde den Geist der Aufklärungszeit systematisirt habe.

Wie anders, muß man immer wieder denken, wie anders müßte sein Geist die jugendlichen Schwingen geregt haben, wie anders müßte auch in seiner spätern Gesammterscheinung so Manches geworden sein, wenn einer

seiner Lehrer ihn statt an diese Garve, diese Dusch und Feder und wie sie alle heißen, an Winckelmann und Lessing gewiesen, oder wenn Goethe's Schriften mit ihrem kühnen Wurf, mit der jugendlichen Frische ihrer ahnungsvollen Gedankenwelt, wenn vor allem Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit," deren schönste Bücher eben in jenen Jahren (1784, 1785) erschienen, mit ihrem großartig tiefsinnigen Weltbilde die divinatorischen Kräfte auf dem Grunde seiner Seele schon damals entbunden hätten, wenn überhaupt das keimende Geistesleben des Jünglings in lebendiger Berührung mit dem aufsteigenden Geiste seiner Nation vorwärts geschritten wäre! Einen erquickenden Luftzug, einen vollen Lebensstrom möchte man in das ermüdende Gleichmaß seiner Tage von damals geleitet sehen, daß er jung würde und der verborgenen Triebkraft seiner Seele sich bewußt mit dem schönen Feuer der Jugend seiner großen Bestimmung entgegenginge.

Ueberblicken wir denn von diesem Punkte aus noch einmal die durchlaufene Bahn: geboren in einer Zeit, die, zumal in seinem Heimatland, noch fast durchaus von der verstandesmäßigen Aufklärung beherrscht ist, der Sprößling eines Geschlechts, in dem sich die Grundsätze einer ehrenhaft tüchtigen, aber geistig engen Lebensführung von Generation zu Generation vererbt haben, aufgewachsen in der strengen Zucht eines altbürgerlichen Haushalts, gebildet in einer Anstalt, welche auf die alte Methode begründet, dem andringenden Geist einer neuen Literatur sich verschließt, durch den Gang der eigenen Studien auf Ausbreitung des Wissens und Uebung des konsequenten Denkens gerichtet, durch kein bedeutendes Ereigniß im

persönlichen oder öffentlichen Leben in höherem Maße erregt — so stellt unter dem zusammenwirkenden Einfluß dieser Momente Hegel eine gewiß achtungswerthe, aber wenig anziehende Erscheinung dar, von fast philisterhafter Nüchternheit und Kühle. Er scheint auf dem Wege, selbst ein Bannerträger der Aufklärung zu werden.

Aber wir fühlen doch schon hier, daß dies nicht sein ganzes Wesen ist: der gründliche Ernst, mit dem er alles behandelt, was er anfaßt, das tüchtige Streben in die Tiefe, die strenge Enthaltung von allem Vordrängen der Individualität, die großartige Objektivität des Erkennens überhaupt erscheinen uns ebenso sehr als bezeichnende Gegensätze zu der Durchschnittsweise der oberflächlichen Zeitrichtung, wie wir bedeutende Stücke einer ungewöhnlichen Ausrüstung und zugleich ächte Erbstücke der schwäbischen Natur darin erkennen. Wir ahnen in der dunkeln Tiefe seiner stillen Seele elementare Kräfte des Gemüths, der innern Anschauung, selbst — bis zu einem gewissen Grade — der Phantasie, welche bestimmt sind, diese schwäbisch langsam sich erschließende Natur mit der Zeit hoch über ihre jetzige Erscheinung hinauszuführen. Aber wo im Umkreis seiner Studien, die ja allein für ihn Interesse haben, ist die lösende Kraft zu suchen, wo ist der Zauberstab, der an diesen starren Felsen schlage, den lange verhaltenen Quell zu befreien?

Wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir diese entscheidende Wendung zur Entfaltung der freien Menschlichkeit in seiner Beschäftigung mit dem Griechischen finden.

Wir haben oben gesehen, daß im öffentlichen Unterricht das Griechische sehr zurückgesetzt war. Eine Stunde für das Neue Testament und eine Stunde für die profane

Literatur in der Woche, das war Alles, was dem strebsamen Schüler des obern Gymnasiums während vier Jahren von der Anstalt geboten wurde. Aber wir erfahren nun auch, daß er dafür im Privatunterricht und Privatstudium das Griechische mit besonderer Vorliebe gepflegt hat. Noch jetzt finden sich dafür unter seinen Papieren zahlreiche Belege in Form von Präparationen und Uebersetzungen, nach seiner Gewohnheit stets mit dem betreffenden Datum bezeichnet. Die früheste griechische Schrift, die wir in dieser Weise nachweisen können (1786, vom 5. April an), ist, bezeichnend genug, das Encheiridion des Epiktet, ein Lieblingsbuch der Aufklärung, welche noch viel von der Verwandtschaft dieser Philosophie mit dem Christenthum zu sprechen liebte. Am 3. Juli 1786 beginnt er unbekannte Wörter aus den Kriegsliedern des Tyrtäos zu sammeln. Am 10. Juli eröffnet er die Präparation zur Ilias. Vom Winter 1786 bis in den September des folgenden Jahres beschäftigt ihn eine noch vorhandene Uebersetzung des Longinos vom Erhabenen, aus Anlaß eines Privatkollegs bei Professor Hopff. Im Juni 1787 tritt Euripides in den Vordergrund, 1788 im Mai die Ethik des Aristoteles, und vom 29. Juli 1788 an, zum schönen Abschluß seiner Gymnasialzeit, wirft er sich auf Sophokles' Oedipus auf Kolonos, den er bekanntlich zusammen mit der Antigone zeitlebens hochgehalten und in seiner Aesthetik in einer wundervoll tiefdringenden Weise besprochen hat (Werke X, 3. S. 550 ff.).

Es fehlt nicht an Beweisen, daß diese Arbeiten nur einen Bruchtheil von dem bezeichnen, was Hegel in seiner Gymnasialzeit aus der griechischen Literatur kennen gelernt hat. So ist z. B. die Poetik des Aristoteles und der

Ajas des Sophokles in einer seiner Gymnasialreden (vom 7. August 1788. Rosenkranz S. 461) benützt, und die Noten Brunck's zu Sophokles liegen in einer vollständigen Abschrift unter seinen Papieren aus jener Zeit vor (Rosenkranz S. 13).

Scheint nun dies darauf hinzudeuten, daß ihn auch hiebei wesentlich ein gelehrt philologisches Interesse geleitet habe, und finden wir allerdings auch in der eben angeführten Rede „über einige charakteristische Unterschiede der alten Dichter" (von den modernen) noch immer den kühl reflektirenden Ton einer begeisterungslosen Kritik, so ist doch andererseits eben hier ganz unverkennbar, daß, was er sagt, nicht bloßer Widerhall des Gehörten oder Gelesenen ist, sondern auf eigener Empfindung, auf innerer Anschauung, innerem Gehör beruht, daß ihm das Charakteristische des klassischen Alterthums bereits lebendig bewußt geworden ist. Dafür spricht auch die für jene Jahre bereits bezeugte Liebe zu der Antigone, welche wenigstens später etwas von der Wärme einer innigen Herzensneigung an sich hatte, und wie wäre es auch anders denkbar, daß er Hölderlin sofort auf der Universität hätte nahe treten und sich gerade auf diesem Gebiet mit dem begeisterten Griechenverehrer hätte verstehen können?

Gewiß hat Hegel schon bei der ersten Berührung mit der griechischen Literatur das Gefühl empfunden, dem er in seinen Schriften und Vorlesungen so oft in verschiedenen Wendungen Ausdruck gibt, daß bei dem Namen Griechenland dem gebildeten Menschen, insbesondere uns Deutschen, heimatlich zu Muthe werde (Werke XIII, 171 f. und sonst), und gewiß hat der Mann, dem wir das wunderschöne Wort verdanken: „das griechische Leben ist eine wahre Jünglings=

that: Achill, der poetische Jüngling, hat es eröffnet, und Alexander, der wirkliche Jüngling, hat es zu Ende geführt" (IX, 274), gewiß hat dieser Mann frühe schon eine tiefe Empfindung von dem innern Geiste der griechischen Welt gewonnen, die uns „den heitern Anblick der Jugendfrische des geistigen Lebens bietet" (XI, 273), wie er denn in seiner Philosophie der Geschichte das Griechenthum als „das Jünglingsalter der Menschheit" bezeichnet (IX, 131).

Und so ist es gewiß auch dankbare Rückerinnerung an die Dienste, welche ihm das Griechische für seine humane Ausbildung geleistet hatte, wenn er später bei jeder Gelegenheit den Bildungsgehalt der griechischen Literatur betont, so namentlich in der Rede, welche er, zum Rektor des neuorganisirten Gymnasiums in Nürnberg berufen, am Ende des ersten Schuljahrs 29. September 1809 gehalten hat, wo er utilitarischen Angriffen gegenüber ausspricht:

„Lassen wir es gelten, daß (in der gelehrten Bildung) überhaupt vom Vortrefflichen auszugehen ist, so hat für das höhere Studium die Literatur der Griechen vornehmlich — und dann die der Römer — die Grundlage zu sein und zu bleiben. Die Vollendung und Herrlichkeit dieser Meisterwerke muß das geistige Bad, die profane Taufe sein, welche der Seele den ersten und unverlierbaren Ton und Tinktur für Geschmack und Wissenschaft gebe. Und zu dieser Einreihung ist nicht eine allgemeine, äußere Bekanntschaft mit den Alten hinreichend, sondern wir müssen uns ihnen in Kost und Wohnung geben, um ihre Luft, ihre Vorstellungen, ihre Sitten, selbst, wenn man will, ihre Irrthümer und Vorurtheile einzusaugen und in dieser Welt einheimisch zu werden — der schönsten, die gewesen ist. Wenn das erste Paradies das Paradies der Menschen-

natur war, so ist dies das zweite, das höhere, das Paradies des Menschengeistes, der in seiner schönen Natürlichkeit, Freiheit, Tiefe und Heiterkeit, wie die Braut aus ihrer Kammer, hervortritt. Die erste wilde Pracht seines Aufgangs im Morgenlande ist hier durch die Herrlichkeit der Form umschrieben und zur Schönheit gemildert; er hat seine Tiefe nicht mehr in Verworrenheit, Trübseligkeit oder Aufgeblasenheit, sondern sie liegt in unbefangener Klarheit offen; seine Heiterkeit ist nicht ein kindisches Spielen, sondern über die Wehmuth hergebreitet, welche die Härte des Schicksals kennt, aber durch sie nicht aus der Freiheit über sie und aus dem Maße getrieben wird. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß, wer die Werke der Alten nicht gekannt hat, gelebt hat, ohne die Schönheit zu kennen."

Er fährt dann, die Wirkungen des Unterrichts in den klassischen Sprachen überhaupt ins Auge fassend, so fort, und wir können uns nicht versagen, auch dies noch anzuführen:

„In einem solchen Elemente nun, in dem wir uns einhausen, geschieht es nicht nur, daß alle Kräfte der Seele angeregt, entwickelt und geübt werden, sondern dasselbe ist ein eigenthümlicher Stoff, durch welchen wir uns bereichern und unsere bessere Substanz bereiten.

„Es ist gesagt worden, daß die Geistesthätigkeit an jedem Stoff geübt werden könne, und als zweckmäßigster Stoff erschienen theils äußerlich nützliche, theils die sinnlichen Gegenstände, die dem jugendlichen oder kindlichen Alter am angemessensten seien, indem sie dem Kreise und der Art des Vorstellens angehören, welche dieses Alter schon an und für sich selbst habe.

„Wenn vielleicht, vielleicht auch nicht, das Formelle von der Materie, das Ueben selbst von dem gegenständlichen Kreise, an dem es geschehen soll, so trennbar und gleichgiltig dagegen sein könnte, so ist es jedoch um das Ueben allein nicht zu thun. Wie die Pflanze die Kräfte ihrer Reproduktion an Licht und Luft nicht nur übt, sondern in diesem Processe zugleich ihre Nahrung einsaugt, so muß der Stoff, an dem sich der Verstand und das Vermögen überhaupt entwickelt und übt, zugleich eine Nahrung sein. Nicht jener sogenannte nützliche Stoff, nicht jene sinnliche Materiatur, wie sie unmittelbar in die Vorstellungsweise des Kindes fällt: nur der geistige Inhalt, welcher Werth und Interesse in und für sich selbst hat, stärkt die Seele und verschafft diesen unabhängigen Halt, diese substantielle Innerlichkeit, welche die Mutter von Fassung, von Besonnenheit, von Gegenwart und Wachen des Geistes ist; er erzeugt die an ihm großgezogene Seele zu einem Kern von selbständigem Werthe, von absolutem Zweck, der erst die Grundlage von Brauchbarkeit zu Allem ausmacht, und den es wichtig ist in allen Ständen zu pflanzen. Haben wir nicht in neueren Zeiten sogar Staaten selbst, welche solchen innern Hintergrund in der Seele ihrer Angehörigen zu erhalten und auszubauen vernachlässigten und verachteten, sie auf die bloße Nützlichkeit und auf das Geistige nur als ein Mittel richteten, in Gefahren haltungslos dastehen und in der Mitte ihrer vielen nützlichen Mittel zusammenstürzen sehen?

„Den edelsten Nahrungsstoff nun, und in der edelsten Form, die goldenen Aepfel in silbernen Schaalen, enthalten die Werke der Alten, und unvergleichbar mehr als jede andern Werke in irgend einer Zeit und Nation. Ich

brauche an die Großheit ihrer Gesinnungen, an ihre plastische, von moralischer Zweideutigkeit freie Tugend und Vaterlandsliebe, an den großen Stil ihrer Thaten und Charaktere, das Mannigfaltige ihrer Schicksale, ihrer Sitten und Verfassungen nur zu erinnern, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß in dem Umfang keiner Bildung so viel Vortreffliches, Bewunderungswürdiges, Originelles, Vielseitiges und Lehrreiches vereinigt war."

Wir wußten nicht sachgemäßer, als mit diesen herrlich gedankenreichen Worten die Schilderung von Hegels Gymnasialzeit abzuschließen: denn es ist im Grunde sein eigenes Bild von damals, das der Redner hier zwanzig Jahre später zeichnet, nicht allerdings, wie es in der sinnlichen Erscheinung den damals Lebenden entgegentrat, wohl aber so, wie es unter der zufälligen Hülle, welche die hemmenden Einflüsse der Zeitrichtung und Umgebung darüber geworfen, in der ideellen Wirklichkeit, im Grunde seiner Seele sich darstellte.

Aber auch jenes reale Bild erscheint uns noch in einer freundlichen Weise in der Abgangsrede, die er im Herbst 1788 „über den Zustand der Künste und Wissenschaften unter den Türken" gehalten hat. Leider finden sich bei Rosenkranz (S. 19 ff.) nur die abschließenden Partieen der Rede mitgetheilt. Aber der Satz, in welchem der junge Redner den Uebergang von den türkischen Zuständen auf seine officielle Dankespflicht gegen Behörden und Lehrer macht, indem er seine Kommilitonen auffordert, an den schrecklichen Folgen, welche die Vernachläßigung der öffentlichen Erziehung auf die Türken habe, das „hohe Glück zu erkennen, daß sie die Vorsehung in einem Staate geboren werden ließ, dessen Fürst" u. s. w. — dieser Satz

zeigt uns den ganzen Hegel von damals in der liebenswürdigen Naivetät seiner Ehrlichkeit, und wenn in der Schlußwendung der darauf folgenden langen Danksagung an die Lehrer: „die Segnungen aller Rechtschaffenen u. s. w. mögen Denenselben die Beschwerlichkeiten der zunehmenden Jahre versüßen und mit der frohesten Heiterkeit mögen Sie der Alles vergeltenden Ewigkeit entgegensehen,“ uns noch einmal die Hegel'sche Gravität im köstlichen Zopfgewande der Zeit erscheint, so erfreuen wir uns dafür im Vorausgehenden um so mehr an dem biedern Herzenston einer warm empfundenen Pietät und an dem gediegenen Gepräge einer sicher begründeten Bildung, und entlassen gewiß mit so aufrichtigen Wünschen, wie seine Lehrer von damals, den hoffnungsreichen Kandidaten vom Gymnasium illustre zur ehrwürdigen Eberhardo-Carolina.

# Friedrich Wilhelm Joseph Schelling

1775—1790.

Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste.
Hölderlin.

Beim Fortgang von Hölderlin und Hegel zu dem dritten Genossen, zu Schelling, könnte man leicht versucht sein, sich des Hegel'schen dialektischen Prozesses zu erinnern und, wäre es auch nur in freiem Spiel, das Verhältniß der drei Freunde nach der Formel von Thesis, Antithesis und Synthesis zu konstruiren: hier reine Poesie, dort reine Reflexion, und nun als höhere Einheit über den beiden die poetische Spekulation oder die intellektuelle Anschauung, oder wie man sonst das Specifische Schellings bezeichnen möchte. Aber die gegenseitigen Beziehungen lebensvoller Persönlichkeiten pflegen sich nicht der todten Formel zu fügen und gerade hier hat man doppelt auf der Hut zu sein, um nicht von vornherein irgendwie in eine schiefe oder einseitige Auffassung dieser wunderbaren Schellingsnatur hinein zu gerathen, welche, wie ein kunstvoll geschliffener Edelstein, je nachdem man sie anfaßt, immer wieder in anderm Farbenschimmer zu glänzen scheint.

Versuchen wir es daher, ohne weitere Vorausnahme an der Hand des vorliegenden Materials[1] uns diese

[1] Am vollständigsten in „Aus Schellings Leben. In Briefen. Erster Band 1775—1803. Leipzig S. Hirzel 1869.“ Herausgegeben von G. L. Plitt. Den

merkwürdige Erscheinung auf genetischem Wege klar zu machen.

Wenn man die ersten Seiten der leider unvollendet gebliebenen Biographie Schellings von der Hand seines Sohnes überblickt, so öffnet sich da in den Mittheilungen über die Familienbeziehungen von Vater und Mutter des Philosophen der schwäbische Verwandtschaftshimmel in einer fast verwirrenden Fülle: es erscheint da vor dem Geiste des Lesers, wie einst vor Goethe in den Erzählungen der Pfarrfamilie von Sesenheim, ein Schwarm von Vettern und Basen, von Onkeln und Tanten, von Gevattern und „Dötinnen", daß dem Fremden fast bange werden kann, während der Einheimische sofort mit kundigem Blick erkennt, nicht nur daß wir uns hier durchaus in der respektabelsten geistlichen Gesellschaft, sondern recht eigentlich unter den regierenden Häusern derselben befinden.

Es ist eine der besondersten Eigenthümlichkeiten Altwürttembergs und mag — zumal da sie mit den ständischen Einrichtungen, dem Stolze des Landes, und mit der politischen Bedeutung der Kirche in Württemberg zusammenhängt — speciell unter die dem kleinen Herzogthum mit dem großen England gemeinsamen Züge gerechnet werden, daß einzelne Familien durch Generationen hindurch im Besitz von höheren oder höchsten Kirchenstellen sich erhielten. Solche Aemter vereinigten mit einem stattlichen Einkommen und einer auch äußerlich ansehnlichen Erscheinung im Leben zum Theil ein erhebliches Maß von politischem

Anfang bildet die von dem Sohn des Philosophen, Dekan Fr. Schelling, begonnene Biographie, welche, durch den Tod desselben abgebrochen, wenigstens die für unsern Zweck wichtigen Partien des Lebens vollständig enthält. Im Nachfolgenden als „Leben" citirt.

oder doch kirchlichem Einfluß, wie denn ein Stiftspropst, ein Hofprediger, ein geistlicher Konsistorialrath, oder hinwiederum einer der vierzehn Prälaten des Landes, zumal wenn er im großen oder gar im engern landständischen Ausschuß saß, eines Respekts im Lande genoß, den wir uns kaum groß genug vorstellen können.

So sammelte sich denn in einer Anzahl von Geschlechtern im Lauf der Zeiten mit einem specifisch theologischen Gepräge zugleich ein Schatz von Geschäftserfahrung und weltmännischer Bildung an, der, zusammen mit einem nicht geringen Selbstgefühl und einer Willenskraft, die oft genug auch dem höchsten Willen gegenüber sich mannhaft bewährte, einzelnen Familien einen ausgeprägten Typus von charakteristischer Bestimmtheit gab.

Zu den Kreisen dieser geistlichen Aristokratie gehörten nun zwar die Schelling selbst nicht unmittelbar[1], da sie erst mit dem Vater des Philosophen in die summos gradus ecclesiae emporstiegen, wohl aber die Rieger und Cleß, deren Blut unser Schelling durch seine Mutter, eine Tochter des trefflichen Stuttgarter Stadtpfarrers Wilhelm Jeremias Jakob Cleß (gestorben 1757), und Enkelin des hochgefeierten Stuttgarter Specialsuperintendenten Georg Konrad Rieger (gestorben 1743)[2], in sich vereinigte. War auf Cleß'scher Seite mehr der theoretische Trieb tief gründlicher wissenschaftlicher Forschung, namentlich auf geschichtlichem Gebiet, Familientradition, so herrschte bei dem energischen Geschlechte der Rieger auf Grund einer scharfen Intelligenz das

[1] In Binder, Wirttembergs Kirchen- und Lehrämter sind acht Schelling aufgeführt, welche von 1569 an als Pfarrer, Helfer und Präceptoren — Special war nur einer, Daniel, 1649—1677 in Blaubeuren — im Kirchendienst standen.

[2] Vgl. über ihn Römer, Kirchliche Geschichte Württembergs. Stuttgart 1848. S. 448 f.

praktische Wirken und die Geltendmachung des Willens in einer Weise vor, welche zwar bei einzelnen Gliedern, wie bei dem Stiftsprediger Karl Heinrich (geboren 1726, gestorben 1791), mit einer „feinsinnigen Zartheit“ gepaart, doppelt ersprießlich und fördernd war, bei andern aber einen geradezu schroff individuellen Ausdruck fand, wie bei dem freilich nicht berufsmäßig theologischen Philipp Friedrich, dem nur allzu bekannten Kommandanten von Hohenasperg, in dem sich die Demuth des Orthodoxen mit dem unbeugsamen Starrsinn eines resoluten Egoismus in seltsamer Mischung begegnete.

Ein gewisses Maß von befestigtem Selbstgefühl und von innerlicher Unabhängigkeit, wie sie gewöhnlich aus kräftigen Famlientraditionen hervorgeht, werden wir demnach auch für unsern Schelling als Erbtheil von dieser Seite her in Anschlag bringen dürfen, und wenn sich der Knabe im Kreise der nächsten Verwandtschaft umsah, konnte er für derartige Stimmungen noch reichliche Nahrung finden: sein Onkel Bardili, ebenfalls einem der „regierenden Geschlechter“ angehörig, war Klosterprofessor in Maulbronn gewesen und jetzt Special in Kirchheim unter Teck, sein Onkel Heinrich David Cleß damals Professor Gymnasii in Stuttgart und als Lehrer Hegels uns bereits bekannt, nachher Prälat in Blaubeuren, sein Großonkel Karl Heinrich Rieger Konsistorialrath und Stiftsprediger in Stuttgart, damals die einflußreichste Stellung im ganzen württembergischen Klerus, ein zweiter Großonkel, Emanuel Rieger, gar nobilitirt, Geheimerrath und Ambassadeur in Paris, der dritte endlich, der schon besprochene Philipp Friedrich Rieger, gleichfalls in den Adelstand erhoben und der ganz besondere Vertraute des Herzogs — man sieht,

es war in der That die Aristokratie des durch und durch bürgerlichen altwürttembergischen Landes, in welche der kleine Schelling hineinzuwachsen bestimmt war. So war schon der Grundstoff und die umgebende Atmosphäre wesentlich von anderer Art als bei Hegel, und ein vergleichender Blick auf beider Gesammterscheinung im späteren Leben zeigt, wie die früh gewonnenen Eindrücke in dieser Beziehung nachgewirkt haben.

Schellings Eltern selbst übrigens bieten uns durchaus das Bild der schlichten schwäbischen Tüchtigkeit dar. Von der Mutter freilich, Gottliebin Maria, geb. Cleß, möchte man in hohem Grade wünschen mehr zu wissen. Der Biograph gibt uns, auf Späteres verweisend, was uns nun leider vorenthalten geblieben ist, nur Weniges: „sie war eine Frau von bürgerlich einfachen, einnehmenden Sitten; ihre Figur war klein, ihr Gesicht von weißer Farbe und regelmäßigen Zügen. Der kleine Fritz war ihr Erstgeborener und glich ihr am meisten; er hatte auch die blauen Augen der Mutter, während seine Geschwister alle die braunen des Vaters erbten."

Damit stimmt, was wir aus Schellings Briefen an seine Eltern entnehmen, welche, meist mit dem Vater sich berathend, mehr nur bei den häuslichen und wirthschaftlichen Dingen, oder in Stellen gemüthlicher Herzlichkeit, die zum Theil humoristisch gefärbt sind, an das treu sorgsame Mutterherz sich wenden. Aber nur um so mehr bedauert man, daß uns der Enkel nicht aus den lebendigen Erinnerungen der Familie mehr Züge zu ihrem Bilde geboten hat, damit wir mit größerer Sicherheit erkennen könnten, wie viel von dem besondern Wesen des Sohnes mütterliches Erbtheil war.

Der Vater, Joseph Friedrich,[1] erscheint ganz als der Typus des schwäbischen Gelehrten, nüchtern, solid, etwas schwer beweglich, mit tiefliegendem Gemüth; seine Welt ist die Wissenschaft, speciell die Orientalia. Ganz in den altwürttembergischen Anschauungen aufgewachsen, hat er später große Mühe, den raschen und entschlossenen Flug seines Sohnes über die Gränzen des schwäbischen Gelehrtenthums hinaus zu begreifen und seine verwegene Mißachtung der heimischen Autoritäten und Traditionen durch ceremoniös verbindliche Episteln nach allen Richtungen hin so gut es ging zu entschuldigen.

In seinen theologischen Ueberzeugungen stellte sich der Vater zu jener achtungswerthen Schule schwäbischer Theologen, welche, besonders auf Bengel'schem Grunde stehend, eine Art von lebendiger Mitte zwischen den die Zeit zertheilenden Richtungen durch Vereinigung ihrer gesunden Elemente inne zu halten strebte: eben so fern von der gemüthlosen Starrheit der Orthodoxie und von der seichten Verständigkeit der Aufklärungsmänner, wie andererseits von den mystischen Excentricitäten der Herrenhuter und selbst der Hallischen Schule, mochten sie im Uebrigen dieser am nächsten stehen, während die Tüchtigkeit ihrer klassischen Studien und eine gewisse schwäbische Gediegenheit sie vor der Haltlosigkeit bewahrte, die sonst wohl eklektischen Richtungen eigen ist.

Geboren ist unser Friedrich Wilhelm Joseph am 27. Januar 1775 in Leonberg, wo der Vater — damals 38 Jahre alt — Helfer war. Uebrigens hat das Städtchen,

[1] Geboren in Unterweissach 13. August 1737, Repetent 1766—71, Diaconus in Leonberg 1771, zweiter Klosterprofessor in Bebenhausen 1777, erster 1782, Special in Schorndorf 1791, Abt in Murrhard 1801, Prälat in Maulbronn 1807.

nur drei Stunden von Stuttgart entfernt und in der Nähe der Solitude gelegen, für das Leben des Philosophen wenig Bedeutung. Anführen mag man immerhin, daß dem unmittelbaren Vorgänger des Vaters vierzehn Jahre zuvor in demselben Haus ein Knabe geboren worden war, der seiner Zeit ebenfalls berühmt geworden, mit Schelling in vielfache Berührungen zum Theil von unsanfter Art kommen sollte, Heinrich Eberhard Gottlob Paulus (geboren 1. September 1761), der Heros des theologischen Rationalismus.

Der eigentliche Ort seiner Knaben- und Jugenderinnerungen, seine wahre Heimat wurde und blieb für Schelling das Kloster Bebenhausen, wohin der Vater, zum Professor der höheren Klosterschule ernannt, im Jahr 1777 den Zweijährigen brachte, ein Ort in der That, ganz geeignet, dankbare Erinnerung für ein langes Leben in das Herz zu pflanzen.[1] Denn es ist die lieblichste Idylle, die man sich träumen mag, und Jeder gewiß gedenkt mit Lust des stillen Thals, dem es einmal sich in seinem Reiz erschlossen, zumal in jenen „sanften Tagen", denen Uhland eben in diesen Gegenden so hold war.

Nur eine Stunde von Tübingen entfernt, aber schon ganz in weltentrückter Einsamkeit gelegen, in jenen herrlichen Waldgründen des Schönbuchs, an denen der letzte Pfalzgraf von Tübingen mit so treuer Liebe hing, daß er in der von Uhland meisterhaft umgedichteten Urkunde sie allein von seinem Besitze sich vorbehielt:

[1] Man erkennt die Anhänglichkeit Schellings an Bebenhausen unter Anderem aus dem Brief Karolinens, als sie mit ihm 1804 den Ort seiner Kindheit besucht hatte. Karoline, Briefe an ihre Geschwister u. s. w., herausgegeben von Waitz. Leipzig 1871. II. S. 248.

Im Schönbuch um das Kloster her,
Da hab' ich das Gejaid',
Behalt' ich das, so ist mir nicht
Um all mein Andres leid.

Ein kleiner Bach mit Pappeln und Erlengebüsch durch Wiesen sich schlängelnd, mäßige Höhen links und rechts, an deren sanften Hängen der alte Wald mit den mächtigen Eichen- und Buchenstämmen weit ins Thal herunter steigt, nichts als das Grün der Erde unten und das Blau des Himmels droben, so ist das traute Thal ein eng und ernst, aber herzerquickend umzirkter Ausschnitt aus der weiten Welt, ein Kleinod für beschauliche Ruhe und Einsamkeit.

Wie wollte man sich einen köstlicheren Schutzort denken für das stille Werden und Wachsen eines ahnungsfrischen Knabengemüthes? Man darf nur auf Hegel hinüberblicken, um sich den ganzen Gegensatz zwischen der Stubenluft dort und der Waldesfrische hier zu vergegenwärtigen, und man erkennt sofort, wie sehr schon die äußere Umgebung geeignet war, bei Schelling das Vorwalten der Phantasie, des Instinkts, der innern Ahnung zu begünstigen.

Gewiß, die stillen Stunden und Tage, die der Knabe einsam draußen in stetem Verkehr mit der Natur verbrachte, sie waren seine erste Schule, sie gaben in den Jahren, in denen sich die Gemüthsart des Menschen bildet, der Seele ihre dauernde Tinktur, und wer will es ermessen, wie viel von den wunderbaren Kräften, welche Schelling später zum Mystagogen der Natur, zum „Hohepriester ihrer Geheimnisse" gemacht haben, wie viel von dem geistigen Rapport zu dem dunkeln Schaffen und Weben der Kräfte im Innern der Erde, zu der „Seele" der Schöpfung in

jenen Kindheitstagen[1] wurzeln mag, in denen der unvergleichlich fein geartete Knabe mit dem hell erschlossenen Auge und den zarten Fühlfäden der kindlich frommen Seele durch die urwüchsige Pracht dieser Wälder schweifte? „Fürwahr!“ ruft er selbst in einer frühen Knabenarbeit aus, in der er die Schönheiten des heimatlichen Waldes ausführlich beschreibt, „fürwahr! auch wilde Natur ist schön! oft pries ich über diese wild schönen Oerter Gott den Schöpfer!“ (Leben S. 7.)

Ist auch in den folgenden Jahren diese „innige Sympathie mit der äußern Natur,“ deren er selbst sich rühmt, durch den mächtig hervorbrechenden Wissenstrieb in den Hintergrund gedrängt worden, und in Tübingen zumal vor dem glühenden Enthusiasmus für die Geistesphilosophie und ihre Anforderungen an den sittlichen Menschen kaum zum Worte gekommen: ein „Vertrauter der Schöpfung“ ist er doch auf allen Stufen seiner Entwicklung geblieben, und dieser früh geöffnete Sinn für die Schönheit des natürlichen Lebens war es vorzugsweise, der ihn sodann Goethe's Wesen vor Andern tief zu erfassen befähigte, „des Dichters, der, wie Schelling in einer seiner ältesten Schriften sagt, von den ersten Widerklängen der Natur an, die in seinen frühesten Dichtungen gehört werden, bis zu der hohen Beziehung auf die Kunst, welche er in späteren Werken den ersten Naturphänomenen gegeben, in der Natur nie etwas

[1] Sein Freund Steffens bezeugt von sich selbst das Nämliche geradezu. Er spricht von seiner Schrift „Beiträge zur innern Naturgeschichte der Erde“ (1801), welche großentheils auf Schelling'schen Ideen beruht, und sagt: „Es lagen in ihr dunkle Erinnerungen aus meiner frühsten Kindheit, aus den träumerischen Beschäftigungen meiner Jugend verborgen“. H. Steffens, Was ich erlebte IV. S. 286. Vgl. auch seine Briefe an Schelling, Aus Schellings Leben I. S. 274, S. 307 ff.: „Von meiner frühsten Kindheit lebte und webte ich in der Natur. Durch Sie (Schelling) wurden die Träume meiner Kindheit mir lieb“ u. s. w.

Anderes als die unendliche Fülle seiner eigenen Produktivität dargestellt hat." (Haym, Geschichte der romantischen Schule S. 609.)

Und wieder ist es dieser Natursinn gewesen, der ihn im Anschluß an Goethe's Lieblingsstudien, mitten unter den athemlosen Fortschritten der Geistesphilosophie doch auf die gleichzeitigen Bewegungen in den Naturwissenschaften, für die sein großer Meister in der Philosophie kein Auge hatte, sorgsam zu achten bestimmte und dann den Zweiundzwanzigjährigen in den Stand setzte, Allen voran die entscheidende Lücke des Fichte'schen Idealismus nicht nur zu entdecken, sondern auch, indem er alles Wissen und Erkennen der Zeit im Rahmen des Systems zusammenfaßte, sofort auszufüllen mit einer Raschheit, an der freilich eben das poetische Empfinden und Erfinden nur allzusehr betheiligt war.

So führt uns ein leiser, aber vernehmlicher Zug von der anmuthsvollen Waldesstille Bebenhausens bis hinein in die titanische Geistesbewegung am Abschluß des vorigen Jahrhunderts, in der Schelling, ob auch nur vorübergehend, der geistige Führer der Zeit wurde.

Man halte es nicht für vermessene Kühnheit, wenn wir scheinbar so weit Auseinanderliegendes in diese innere Beziehung zu setzen versuchen: bei Naturen, deren oberste Wirkung auf den divinatorischen Kräften eines höchst verfeinerten geistigen Instinkts beruht, sind es neben der ursprünglichen Anlage wesentlich die naiven, dem elementaren Naturleben noch zunächst liegenden Zustände, welche die innere Richtung für das Leben begründen.

So muß auf den empfänglichen Sinn des Knaben auch das Kloster selbst seinen Einfluß geübt haben, nicht bloß

die Gegenwart mit dem regen Leben und Treiben einer in engem Bezirk und geregeltem Tagesverlauf sich bewegenden, auf Studien und geistige Arbeit gerichteten, so durchaus eigenthümlichen Welt, deren Bild ihm das Ziel des eigenen Knabenstrebens vor Augen stellte, sondern mehr noch die Anschauungen aus dem ehrwürdigen Mittelalter, wenig geschätzt allerdings von dem aufgeklärten Geschlechte von damals, aber für ein unbefangenes Gefühl aus der Verkümmerung und theilweisen Zerstörung heraus noch mit mächtiger Sprache von vergangener Größe und erhabenem Kunstsinn zeugend: diese Kirche mit ihrem mystischen Halbdunkel und der wundervollen Pracht der Fensterrose, dieser schweigende Kreuzgang mit den abgetretenen Grabschriften der alten Mönche unter den gothisch durchbrochenen Fenstern, dieser zierliche Ausbau der poetisch anmuthenden Brunnenkapelle in der Mitte, die Geißelkammer mit den verloschenen Gemälden, der romantische Kapitelsaal mit seinen „herrlichen Bögen auf kurzstämmige Säulen gestellt," das Sommerrefektorium zumal, diese unvergleichliche Perle, wo sich uns mit einemmale das lebensvolle Bild der einstigen Klosterherrlichkeit vor die Seele stellt.

Doch warum sollten wir nicht der Poesie die Anschauung der Räume entnehmen, die doch gewiß mit poetischem Gefühl von dem Knaben erfaßt wurden? Eduard Mörike (Bilder aus Bebenhausen, in der 5. Auflage der Gedichte, 1868, S. 351 ff.) beschreibt so das Refektorium:

Sommerlich hell empfängt dich ein Saal; man glaubt sich in einem
Dom; doch ein heiterer Geist spricht im Erhabnen dich an.

Ha, wie entzückt aufsteiget das Aug' im Flug mit den schlanken
Pfeilern! Der Palme vergleicht fast sich ihr luftiger Bau.
Denn vielstrahlig umher aus dem Büschel verlaufen die Rippen
Oben und knüpfen, geschweift, jenes unendliche Netz,
Dessen Felder phantastisch mit grünenden Ranken der Maler
Leicht ausfüllte; da lebt was nur im Walde sich nährt:
Frei in der Luft ein springender Eber, der Hirsch und das Eichhorn;
Habicht und Kauz und Fasan schaukeln sich auf dem Gezweig.
— Wenn von der Jagd herkommend als Gast hier speiste der Pfalzgraf,
Sah er beim Becher mit Lust über sich sein Paradies.

Wir besitzen leider von Schellings Hand nichts über sein eigenes Leben in der Art, wie Wahrheit und Dichtung von Goethe. Aber gewiß, wenn er von der erreichten Höhe herab mit ruhig sinnendem Blick auf die Bahn seines innern Werdens zurückgeschaut hätte, gewiß würde er uns da, wie Goethe von seinen Streifzügen durch das alte Frankfurt, in seiner besondern Weise von mancher halb scheuen, halb vertrauten Knabenwanderung durch diese einsamen Klosterräume im abendlichen Dämmerschein erzählen, wenn die scheidende Sonne noch vergoldend um diese Säulenknäufe, diese feuchtgrünen Mauerwände spielte und der hohe Geist einer verklungenen Vergangenheit wie fühlbar durch die öden Hallen waltete; und wie bei Goethe würden wir hier eine der Wurzeln jener Totalität des ästhetischen Gefühls, jenes liebevollen Verständnisses für das Einzeldasein in seiner sinnlichen Bestimmtheit, mit

einem Wort jener poetischen Lebensauffassung erkennen, welche in Schellings Philosophie, freilich nicht immer zu ihrem Vortheil, dem spekulativen Element sich zugesellt hat und das innere Bild seiner Gesammterscheinung, gleichsam den idealen Umriß seines Wesens, der Goethe'schen Natur da und dort verwandt erscheinen läßt.

Aber mit diesem künstlerischen Talente mischte sich bei ihm ungewöhnlich früh ein gelehrter Zug: der bereits angeführten Knabenarbeit über das Kloster Bebenhausen war ein Anhang beigegeben, welcher die Inschriften des Klosters, soweit sie noch zu entziffern waren, sorgfältig verzeichnet, „wobei nach der Sage der kleine Geschichtschreiber stundenlang auf den Knieen liegend die halbverwitterten Grabschriften in den Kreuzgängen herauszubringen bemüht gewesen ist" (Leben S. 7).

Geweckt wurde dieser Forschungstrieb, den er vom Vater geerbt, durch die besondere Art seines Unterrichts. Zunächst in der kleinen deutschen Ortsschule unterrichtet bekam er sodann vom Vater selbst und in dessen Auftrag von einzelnen der Klosterschüler die Anfangsgründe im Lateinischen und Griechischen. Aber das Nahen des „Landexamens," das damals noch vier- oder fünfmal vom zehnten Jahr an wiederholt werden mußte, bestimmte den Vater, ihn einer der Lateinschulen zu übergeben.

Das Land mit seinen 600,000 Einwohnern hatte nicht weniger als 55 „lateinische Schulen," meist in den Oberamtsstädten, mit 99 Lehrern, theils Präceptoren und Oberpräceptoren theils Collaboratoren genannt, welche zusammen 2080 Schüler unterrichteten [1], von denen die

[1] Haug. Das gelehrte Wirtemberg. Stuttgart 1790. S. 20 f. Magisterbuch von 1786 S. 138—141. Die Schulen waren seit alter Zeit in die zwei Visitations-

Mehrzahl bei ihnen „in der Kost“ war, bei Einzelnen bis zu vierzig und mehr.

Die Wahl des Klosterprofessors fiel auf Nürtingen, theils wegen des uns schon von Hölderlin her bekannten besondern Rufs der Anstalt, theils weil der dortige Helfer Nathanael Köstlin, den wir gleichfalls bereits genannt haben, mit einer Schwester der Frau Professorin verheiratet war. Im „Helferathaus“ sollte der Knabe wohnen; so war die erste Trennung von der Heimat minder hart.

„Es war im Frühjahr 1785 [1],“ so erzählt der Biograph (Aus Schellings Leben S. 12 f.), „am Schlusse der Osterferien, als seine Mutter eines schönen Morgens mit ihrem Fritz durch den Schönbuch nach Nürtingen fuhr, um ihn „einzuliefern.“ Als sie ihn seinem künftigen Lehrer, dem Präceptor Kraz [2], vorstellte, nahm ihn dieser sofort mit in seine Schulstube hinab und diktirte ihm ein Argument, um zu sehen, wie des Knaben Kenntnisse beschaffen seien. Es stand nicht sehr lange an, so hörte man denselben rumoren und über die Subsellien hin- und hersteigen. Kraz ging hinab, um ihn an seine Aufgabe zu

bezirke „ob der Steig“ (Weinsteige bei Stuttgart) und „unter der Steig“ eingetheilt und wurden alle Jahre von den beiden „Pädagogarchen“ visitirt, jene (29 an der Zahl) von einem Professor der Philosophie in Tübingen, diese (26) von dem Rector Gymnasii in Stuttgart.

[1] Da Hölderlin schon Herbst 1784 nach Denkendorf abgegangen war, so kann die Notiz von dem Zusammensein der Beiden in Nürtingen bei Schwab, Hölderlin 2, S. 268, welche fast in alle Biographien der Beiden übergegangen ist, nicht richtig sein, und der „freundschaftliche Umgang“, der dort berichtet wird, läßt sich nur etwa auf Vacanzzeiten beziehen, welche Hölderlin bei der Mutter zubrachte. Vgl. auch Leben S. 69.

[2] M. Joh. Jak. Kraz, geb. in Stuttgart 30. Juni 1754, Präceptor in Nürtingen seit 1778, dann Pfarrer in dem nahen Oberensingen 1788, in Pliezhausen 1792. Die Nürtinger Lateinschule hatte (schon seit 1560) drei Lehrer, wie außerdem noch fünf Anstalten; vier Lehrer hatten nur Tübingen und Ludwigsburg; die andern theils zwei (19), theils einen.

erinnern, fand aber zu seiner Verwunderung, daß der Knabe sie bereits ganz ausgezeichnet gelöst hatte. Er bezeugte der erfreuten Mutter, welchen talentvollen Sohn sie habe, die, als sie am Abend nach Bebenhausen zurückkam, dem Vater den Vorgang erzählte und ihm Vorwürfe machte, daß er ihr von den Fähigkeiten ihres Erstgeborenen nie ein Wort gesagt habe."

Der Unterricht in den Lateinschulen, durchaus von den Anforderungen im Landexamen bestimmt, ging noch weit entschiedener, als wir es vom untern Gymnasium in Stuttgart wissen, auf die lateinische Komposition aus, der sich als eine Art von idealem Luxus die Versifikation gesellte. Das Griechische war spärlich vertreten, obligat nur das Neue Testament, dagegen kam vom zehnten Jahr an das Hebräische dazu und — eine leidige Eigenthümlichkeit, welche unbegreiflich lange festgehalten wurde — das Memoriren völlig unverstandener Definitionen aus der Logik und Rhetorik[1], während dagegen Rechnen, Geschichte und Geographie fast im Geruch von „Allotria" standen.

Es möge uns nicht verübelt werden, wenn wir, um uns aufs unmittelbarste in die Atmosphäre jener Schulverhältnisse vor hundert Jahren zu versetzen, einem heutzutage selten gewordenen Buche einige Stellen entnehmen, welche genau hieher passen. Es ist der anonym erschienene Roman: „Hartmann, eine Wirtembergische Kloster-

[1] Auch Hegel sagt in einem „Bericht an das königl. preußische Ministerium des Unterrichts vom 7. Februar 1823 in Folge seiner in der Prüfungscommission über die Unreife der Abiturienten gemachten Erfahrungen" (abgedruckt bei Thaulow. Band 3, S. 275—284): „Ich erinnere mich, in meinem zwölften Lebensjahr wegen meiner Bestimmung für das theologische Seminarium meines Vaterlandes die Wolff'schen Definitionen von der sogenannten Idea clara an erlernt und im vierzehnten Jahre die sämmtlichen Figuren der Schlüsse inne gehabt zu haben, und sie von daher noch jetzt zu wissen". (S. 281 f.)

geschichte," Frankfurt und Leipzig 1778. Als Verfasser dieser „den edleren Jünglingen Wirtembergs" gewidmeten Schrift gilt David Christoph Seybold (geboren 1747), ein schwäbischer Magister, der damals Gymnasialrektor in dem zu Hessen-Darmstadt gehörenden Buchsweiler im Elsaß war und 1796 Professor der Philosophie in Tübingen wurde. (Vgl. Wohlwill, Weltbürgerthum u. s. w. Nachtrag.)

Der Held des Romans, ein Pfarrerssohn, ist ebenfalls im zehnten Lebensjahr in eine Lateinschule gekommen und nun (S. 66 ff) „nahete die Zeit heran, deren bloßer Gedanke allen der Theologie gewidmeten jungen Leuten in ganz Wirtemberg vom zehnten bis zum vierzehnten Jahre den Angstschweiß austreibt, auf die die Wirthe in Stuttgart sich freuen, die Gymnasisten in ihrem cujas es?[1] sich üben, die Beamten und Pfarrer ihre Beutel spicken und die Herren von der Kanzlei auf ihre Vetter im zehnten Grade sich mit Braten versehen — mit Einem Worte, es nahete die Zeit des jährlichen Examens, auf welchem alle Kompetenten der Klosterschulen erscheinen müssen, um ihren Fortgang in den Sprachen seit einem Jahre dem Konsistorium zu zeigen.

„Sechs oder acht Wochen vorher exerciren die Präceptoren ihre Schüler auf diesen fürchterlichen Zeitpunkt. Ist etwa kurz vorher eine Stadt niedergebrannt, oder eine Pest in Konstantinopel gewesen, oder eine Schlacht vorgefallen, oder ein Komet am Himmel erschienen, so diktiren diese Herren Aufsätze darüber, die die jungen Leute übersetzen müssen, weil sie etwa glauben, der Konsistorialrath nehme einen dieser Punkte zum Examinalexercitium,

[1] Die übliche Anfrage des examinirenden Konsistorialraths an den Kandidaten, zum Neckwort für die Landexaminanden geworden.

und freuen sich dann königlich, wenn sie's getroffen haben und ihre Schüler Gelegenheit hatten, einige Phrasen anzubringen, die sie ihnen vorher gesagt hatten.

„Neben dieser Vorbereitung mußte nun auch Samuel (der Held des Romans) Tag und Nacht Definitionen aus der Logik und Rhetorik lernen, die er nicht verstund — denn man hatte sie ihm nicht erklärt, und hätte mans auch, so hätte er sie in seinem elften Jahre unmöglich verstehen können — und die ihm daher erstaunende Mühe kosteten, seinem Gedächtnisse einzudrücken. Aber er ließ nicht nach, bis er fünfzig logische und ebenso viel rhetorische Definitionen gleich einem Papagei daherplaudern konnte. Denn sein Vater hatte ihm geschrieben, der Konsistorialrath mache ein Zeichen, ob er, nur um ein Wort, gefehlt habe oder nicht, und nun war Samuel viel zu ehrgeizig, als daß er vor einer solchen Versammlung sich in Gefahr setzen sollte zu fehlen.

„Zu gleicher Zeit hatte ihm sein Vater geschrieben, er werde ihn in der Geistlichen Herberge[1] zu Stuttgart erwarten. Eigentlich war es zwar nicht nöthig, daß der Herr Pfarrer nach Stuttgart kam, weil der Präceptor jedesmal seine Schüler selbst zum Examen begleitet. Allein

[1] Die „geistliche Herberge", eine der merkwürdigsten Singularitäten des theologischen Württembergs, war ein unter der ökonomischen Aufsicht des Konsistoriums stehendes Gasthaus für die nach Stuttgart kommenden Angehörigen des geistlichen Standes, 1655 der Stiftskirche gegenüber gebaut (jetzt ein Privathaus, Kirchstraße Nr. 16). Späterhin war sie mit einem der sonstigen Gasthöfe verbunden. In den Stiftsakten findet sich noch ein Konsistorialreskript, „die geistliche Herberge betreffend", von 1790, welches auf's Neue einschärft, daß „die Kandidaten allein dort in Stuttgart Abstand nehmen sollen" und den neuvereinbarten Tarif mittheilt, wornach der Wirth Zimmermann „eine table d'hôte auf vier gekochte, geniesbare Richten und einen Nachtisch um 24 kr., drei Richten und Nachtisch um 20 kr." zu geben hatte; der Wein besonders; Logis und Schlafgeld Sommers 15 kr., im Winter mit Licht und Heizung 30 kr., Stallmiethe und Heu 20 kr. für das Pferd.

die Pfarrer reisen um diese Zeit desto lieber nach Stuttgart, sollte es gleich den halben Heuzehnten gelten, weil sie da Gelegenheit haben, ihre alten guten Freunde und Bekannte noch von den Schul-, Kloster- und Universitätsjahren nach langer Zeit beim Landexamen wieder zu sprechen. Denn es trifft sich gewöhnlich, daß diejenigen, die miteinander diese ganze Laufbahn durchlaufen haben, nach fünfundzwanzig bis dreißig Jahren wiederum Söhne haben, die in die Laufbahn der Väter treten. Da haben sie nun eine herzliche Freude, sich wieder zu sehen, erinnern sich ihrer jugendlichen Zeiten, wie ihnen die Klostergerste so gut schmeckte, was sie den Professoren für Streiche spielten, wie sie den Famulus zum Besten hatten, was der alte Prälat für ein kindischer Mann war, oder was er für besondere Gewohnheiten hatte, wie sie in die Vakanz, einstweilen aber schon sechs Wochen vorher auf ihren Koffern ritten und unterwegs in den Wirthshäusern so lustig waren. Die Söhne horchen hoch auf und nehmen sich vor, einst die Rolle ihrer Väter zu spielen. — —

„Der fürchterliche Tag brach an! Schon waren vor dem großen Saal im Gymnasiumshause Väter, Mütter, Vormünder, Präceptoren und Knaben versammelt. Ein „Willkommen nach so langer Zeit!“ ertönte nach dem andern, und man hörte nichts als: „Du auch hier, Herr Bruder?“ „Sie auch hier, mein Freund?“ und so oft wieder ein Vater mit seinem Sohne die Treppe heraufkam, gings durch den Haufen: „Wer ist der? Den Mann sollt ich kennen! — Ach, das ist ja mein Pregizer! mein Wölfflin! u. s. w. quota vice?[1] — Ist das Ihr Herr

[1] D. h. zum wievieltenmal der Sohn beim Landexamen erscheine, das drei-, vier- und auch fünfmal gemacht werden mußte, ehe das für die Aufnahme

Filius? — Gratulir!“ Und nun fingen sie an sich zu fragen, wie sie indessen gelebt, und wie viel Kinder sie haben und wie sie mit der Frau leben — als plötzlich von der Treppe her ein lautes Bst! Bst! sich erhub. Aller Mund war wie durch einen Blitz verschlossen, und eilends drängten sich Männer und Frauen in einander, die Jungen versteckten sich hinter ihre Väter, und nun bückte sich die ganze Versammlung bis auf den Boden. Denn es ging durch die Reihen — ein Konsistorialrath! Und Viele hatten die Köpfe noch auf der Erde, als er schon in dem Saal war. Und nun sagte Einer zum Andern: „mir hat er freundlich zugenickt“ — „mich hat er auch angesehen“ und jeder, den er bemerkt hatte, war stolz darauf gegen seinen Nachbarn und erzählte es auch bei Tische.

„Rauschend öffnen sich nun die Flügelthüren, die Examinatoren stehen in einem Cirkel am Eingang, die ehrfurchtsvollen Zuschauer raunen einander in der größten Stille in die Ohren: das ist der, das der! — Der Sekretär zieht seine Musterrolle heraus, ruft jeden Jüngling mit Namen, furchtsam schlüpft der Jüngling durch die Reihen hindurch, bemerkt vor Angst nicht die hohe Stufe und fällt in den Saal.

„Jetzt sind alle drinnen, das Examen geht an und die Pfarrer haben nun Zeit, zu ihren Gesprächen zurückzukehren, in denen sie durch nichts gestört werden, als wenn

allein entscheidende kam. Die zum erstenmal erscheinenden Zehnjährigen hießen Petenten, im nächsten Jahr exspectantes prima vice, dann secunda vice u. s. f. Erst 1792 wurde das Erscheinen auf eine dreimalige, 1834 auf eine zweimalige Prüfung eingeschränkt. Vgl. Sammlung der württ. Schulgesetze, Zweite Abtheilung, Mittel- und Fachschulen, von Hirzel (Reyschers Gesetzsammlung Band XI, 2) S. XXXI und CLIV. Seit 1848 findet nur noch eine Prüfung statt.

ein Filius herauskömmt. Denn gleich wird der auch von dem Fremdesten herbeigerufen: „Hat Ers excipirt?[1] Wovon handelt das Thema? Wie viel macht Er Versionen?[2] Auch einen Perioden griechisch, hebräisch? u. s. w. Aber hab ichs nicht gesagt, es werde vom Kolonienkrieg in Amerika handeln?“ u. s. w.

Diese völlig aus der lebendigsten Wirklichkeit gegriffenen Fragen der neugierig Harrenden hätte der zehnjährige Schelling, der am 14. September 1785 als petens diese heiligen Hallen des Examenssaales betrat, mit dem heitersten Selbstgefühl beantworten können; denn, sagt sein Biograph, „die noch vorliegende Arbeit zeigt eine lateinische Komposition, eine griechische Komposition und als freiwillige, aber desto ruhmvollere Zugabe fünf lateinische Disticha über — die Kunst zu schweigen!“ — Gewiß, es war eine Welt für sich, dieses Altwürttemberg, und man muß von Zeit zu Zeit ein Originaldokument, wie das obige, sich vorhalten, um die aus jener Zeit hervorgehenden Erscheinungen richtig zu würdigen.

So erfreulich übrigens für den Vater derartige Zeichen von ungewöhnlicher Begabung seines Erstgeborenen sein mußten, so brachten sie ihn doch ein Jahr darauf in eine Noth von eigenthümlicher Art, indem ihm im Herbst 1786 der Sohn von dem Präceptor zurückgeschickt wurde mit dem Bedeuten, er sei den andern Schülern so weit voraus, daß er in seiner Schule nichts mehr lernen könne. Man denkt unwillkürlich an Lessing, über den ja auch der Rektor

[1] D. h. das deutsch Dictirte sofort lateinisch niedergeschrieben. Galt als der höchste Triumph beim Landexamen.

[2] Besonders geschätzt wurde, wenn der methodisch strengen Uebersetzung des Themas eine elegante Paraphrase in einer speciellen Stilart beigefügt, oder ein Theil der Aufgabe auch in's Griechische und Hebräische vertirt war.

der Fürstenschule in Meißen an den Vater schrieb, die Schule könne ihm nichts mehr bieten, er habe doppeltes Futter nöthig. Aber Lessing war doch über siebzehn Jahre alt und konnte ungehindert die Universität beziehen. Schelling stand zwischen elf und zwölf, und zur Aufnahme in die niedere Klosterschule — Denkendorf oder Blaubeuren — fehlten ihm noch über zwei Jahre. Was sollte also in der Zwischenzeit mit dem Jungen geschehen?

In dieser Verlegenheit that der Vater, was fast so aussieht, als habe er sichs ersparen wollen, etwas zu thun. Er ließ den Knaben in Bebenhausen — der höheren Klosterschule — an dem Unterricht der anwesenden Promotion Theil nehmen, welche, nur noch ein Jahr von der Universität entfernt, ihm um fünf bis sechs Jahre im Alter voranging.

Wir können nicht umhin, diesen Versuch in pädagogischer Hinsicht für sehr bedenklich zu halten, und es wird uns in diesem Urtheil wenig irre machen, daß dem Anschein nach der Erfolg seine Kühnheit rechtfertigte, indem in der That, wie man annehmen muß, der Elfjährige dem auf Siebzehnjährige berechneten Unterricht sich gewachsen zeigte. Wer die Weite des Abstands kennt, der in normalen Verhältnissen diese beiden Altersstufen nicht bloß nach der geistigen Fähigkeit, sondern nach der ganzen Art zu sein, nach dem innern Wesen trennt, wird zugeben, daß, selbst wo durch ganz außergewöhnlich frühe Entwicklung die Möglichkeit, diese Kluft zu überspringen, vorliegen mag, doch der Sprung an sich kaum ohne gefährliche Erschütterung des Seelenlebens zu denken ist[1].

[1] Es war mir vom höchsten Werth, diese Ansicht von keinem Geringeren als Schelling selbst bestätigt zu finden. In den „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“ zweite Auflage, Stuttgart und Tübingen 1818, finde

Denn wenn wir allerdings den stärksten Beweis für das Talent des Knaben darin erkennen müssen, daß die durch jene gewaltsame Versetzung in eine höhere Unterrichtssphäre geforderte plötzliche und excessive Spannung der Geisteskräfte, deren gesunde Entwicklung sonst auch bei fähigen Köpfen durch stufenweise Steigerung und methodischen Fortschritt bedingt erscheint, bei ihm ohne jede Gefährdung seiner Intelligenz verlaufen ist, ja wenn wir nicht minder die gediegene Festigkeit seiner sittlichen Konstitution darin zu bewundern Ursache haben, daß nach solchen Triumphen nicht, wie man fürchten möchte, selbstgefällige Eitelkeit oder verachtender Stolz den Mittelpunkt seines Herzens einnahm, so hat doch auf der andern Seite der Erfolg in solchem Falle schon darin eine gefährliche Zugabe, weil er an die Vorstellung gewöhnt, jede Schwierigkeit, und wäre sie auch noch so groß, jede Aufgabe, die sich bei unaufhaltsamem Vorwärtsstreben ergibt, im Sturme nehmen zu können, ein Selbstvertrauen, das, wie wir nur zu gut wissen, für Schelling in der Jenaer Zeit fast verhängnißvoll geworden ist. Oder macht er in jenen erregten Tagen, wo er gleichsam von heute auf morgen ein neues System schafft, wo er, wie man treffend gesagt hat, vor den Augen des Publikums in seinen Schriften seine Studien macht und sich von einem Standpunkt in den andern hinüberbildet, macht er da nicht den Eindruck, von einer rastlosen Unruhe des Innern fortgetrieben die goldnen Himmelsfrüchte vor der Reife zu brechen? und ist es zu

ich S. 72 die Stelle: „Es ist überhaupt nöthig (bei der Vorbildung zum akademischen Studium) auf jeder Stufe zu verweilen, bis man das sichere Gefühl hat, sich auf ihr festgesetzt zu haben. Nur Wenigen scheint es verstattet, Stufen zu überspringen, obgleich dies eigentlich nie der Fall ist“.

kühn, diese so tief in seinem Wesen liegende Unruhe, die schon aus jedem seiner früheren Briefe an den Vater, an Hegel spricht, mit jenem jähen Sprung in Verbindung zu bringen, durch den so früh in ihn das Streben gelegt ward, gewaltsam zu überhasten, was nur durch ruhiges Wachsthum, durch vieler Stunden Gunst gedeihen mag[1]?

Nur zögernd wage ich noch einen andern Punkt zu berühren. Mehr noch als der Fortschritt des Intellekts scheint jener innerste Kern der Persönlichkeit, der nicht in wissenschaftlichen Leistungen aufgeht, der den ewigen Werth des Menschen und nicht zum wenigsten auch den Werth seines Wirkens für den Weltplan begründet — man denke nur an Goethe — eine gewisse Stetigkeit des Wachsthums zu fordern, zumal in den Jahren der Unselbständigkeit. Sollten nicht auch Andere das Gefühl haben, daß Schellings inneres Leben sich beglückter, harmonischer gestaltet hätte, wenn nicht durch tumultuarischen Eingriff in die naturgemäße Entwicklung sei es der Wissensdrang, sei es der Ehrtrieb, zu früh zu übergewaltiger Spannung und unzeitigen

[1] Unter einen andern Gesichtspunkt scheint diese Eilfertigkeit der Systembildung Kuno Fischer zu stellen, Geschichte der neueren Philosophie, sechster Band, erstes Buch: Schellings Leben und Schriften. Heidelberg 1872: „Daß er darstellen mußte, sagt er S. 41, was er mit allem Genie unmöglich in seiner vollen Gewalt haben konnte, daß er es mußte unter dem Antriebe des Zeitalters, das mit der gespanntesten Erwartung auf ihn sah, unter den täglich erneuten Forderungen des Katheders, unter der Macht einer großen und unvermeidlichen Aufgabe, die er ergriffen hatte, die ihn mit Zuversicht erfüllte: darin erkenne ich ebensoviel Tragisches, als ich Schicksal darin finde.“ Geistreich gewiß, aber auch mit unserer Auffassung nicht im Widerspruch: „Schicksal“ war eben nur das Eine, daß die Aufgabe als solche ergriffen werden mußte und doch (S. 42) „der vollen lösenden That weder er noch seine Zeit gewachsen war“. Dieser Fall allerdings ist tragisch, er entschuldigt aber nicht die eilfertige und deßwegen unfertige Form der Lösung. In dieser Hinsicht war das zur Eile drängende „Müssen“ ein rein subjektives und die daraus hervorgehenden Mängel durchaus Folge der Schelling'schen Individualität.

Triumphen aufgerufen worden wäre? Oder ist es nicht so, daß diese in ihrer Weite und Mannigfaltigkeit, in ihrer menschlichen Freiheit und Sicherheit so anmuthende Persönlichkeit doch in uns nicht das intensive Gefühl der Sympathie erregt, das wir an sich zu erwarten geneigt sind, weil wir gerade in den Jahren der erregtesten Produktivität jene feinste Spitze des sittlichen Gefühls, die wir als Vollendung seiner intellecktuellen Hoheit fordern — jene selbstlose Lauterkeit eines im Aether des Ewigen heimischen und das eigene Wirken in den Dienst der höchsten Ziele stellenden Geistes — gleichsam umgebogen fühlen durch den Selbstgenuß eines immer siegreichen und bewunderten Talents oder doch durch den hastig drängenden Ehrgeiz, vor Andern den im Zeitbewußtsein gährenden Kräften den Ausdruck zu geben?

Sagen wir mit einem Worte, was wir denken: Schellings Natur ist von Haus aus — das hat Haym sehr richtig empfunden — auf die Goethe'sche Harmonie mit dem All, auf die spinozistische „Ruhe im Arme der Welt“ angelegt, in diese Anlage ist aber von außen herein ein Element der Unruhe gekommen, das sie verhindert hat, sich in reiner, freier Menschlichkeit auszuleben, und dieses Element der Unruhe ist, wie uns scheint, nicht erst durch die Kantische Philosophie, nicht erst durch den Fichte'schen Appell an den strebenden Willen entstanden, sondern der Grund, warum Schelling sich so rückhaltlos in diese, wie sich bald zeigte, seiner Natur nicht gemäße Strömung hineinwarf, lag selbst schon darin, daß seine natürliche Jugendentfaltung durch jene übermäßige Aufbietung aller Willens- und Geisteskraft aus der ihr entsprechenden Bahn des ruhigen Fortschritts gerissen worden war.

Was hätte aber, wird man fragen, der Vater thun sollen, wenn die herkömmliche Unterrichtsweise sich selbst außer Standes erklärte, den Sohn noch weiter zu bilden? Die nächste Antwort scheint uns die Aehnlichkeit mit Goethe an die Hand zu geben, die sich uns, wie wir glauben, nicht umsonst so oft darbietet. Naturen von ungewöhnlich entwickelter Lernfähigkeit werden am richtigsten individuell und nach eigens für ihre individuellen Bedürfnisse berechnetem Plan[1] erzogen und gebildet werden, wenn die Frucht ihrer seltenen Ausstattung voll und rein der Menschheit zu gute kommen soll. Denn wenn anders Bildung nicht einzig auf Einsammeln von Kenntnissen, sondern zunächst wenigstens auf Uebung der Kraft durch Arbeit und wirkliche Anstrengung beruht, so gilt es wesentlich für die wachsende Kraft auch Aufgaben von entsprechend sich steigernder Schwierigkeit zu gewinnen, und so machen ganz außergewöhnliche Fähigkeiten auch besondere Veranstaltungen nöthig, weil die bestehenden natürlich die gewöhnlichen Verhältnisse zur Voraussetzung haben.

Daß nun der Vater Schellings, der besonnene und durch und durch gediegene Gelehrte, der selbst im Besitz eines ausgedehnten Wissens war, in dieser Hinsicht die Fähigkeit hatte, seinen Sohn nach einer auf seine besondere Begabung gebauten Methode zu bilden, bedarf wohl keiner Erörterung. Daß ihm die Zeit dazu gefehlt hätte diesen Gedanken auszuführen, wozu es neben einem Kern von eigentlichen Lehrstunden wesentlich der Leitung der

[1] Interessant in dieser Hinsicht, aber freilich auch sehr nach der Seite des Fehlerhaften hin, ist die Bildung Stuart Mills durch seinen Vater. Vgl. John Stuart Mills Selbstbiographie. Aus dem Englischen von Prof. Karl Kolb. Stuttgart, Meyer und Zellers Verlag. 1874. S. 3 ff.

selbständigen Studien des Knaben und Jünglings bedurft hätte, können wir kaum glauben, da die Klosterprofessoren nur 8—10 Stunden wöchentlich zu geben hatten, und die kirchlichen Amtsgeschäfte, welche sie (bis 1791) gemeinschaftlich besorgen mußten, bei einer Gemeinde von 250 Seelen wenig Zeit in Anspruch nahmen.

Zum mindesten, sollten wir meinen, hätte er doch das eine Jahr 1786—1787 in dieser Weise verwenden müssen. Wenn er dann den Zwölfjährigen mit den nun neu von Blaubeuren kommenden Sechzehnjährigen im Unterricht zusammennahm, so würden wir darin noch immer einen Verzicht auf die höchsten Erfolge erkennen, die er mit einem individuellen Unterricht bei einem solchen Zögling für die allgemeinen Interessen erreichen konnte, aber es war dann doch den Gesetzen organischer Entwicklung nicht so offen entgegengetreten, wie es in der That geschehen ist.

Allein angenommen, der Vater hatte wirklich nicht die Zeit, überhaupt oder wenigstens für ein Jahr den Unterricht des Sohnes zu leiten, so stand ihm noch ein anderer Weg offen, der freilich den bei solchen Familientraditionen schweren Verzicht auf die theologische Laufbahn in sich schloß.

Er konnte ihn der Karlsschule übergeben, und in der That — wüßten wir nicht, wie sehr in den schwäbischen Theologenfamilien die Ueberzeugung fest stand, daß nur der Weg durch Kloster und Stift eine wahre Bildung verbürge, und wie sehr man zugleich in diesen Kreisen geneigt war, von der Erziehung in der Karlsschule einen glaubensgefährlichen „Libertinismus“ zu besorgen, so würden wir kaum verstehen, was ihn bestimmen konnte, diesen Ausweg zu verschmähen.

Der reich gegliederte Organismus der vielseitigen Anstalt[1], der, mit einziger Ausnahme der Theologie, „das Universum des menschlichen Wissens und Erkennens in seinen Theilen nicht nur, sondern vor allem in seinem Zusammenhang" in sich darzustellen bestrebt war, und hiefür von den untersten Stufen an nach einheitlichem Plane vorbereitete, dieser umfassende Unterrichtsorganismus hätte Gelegenheit genug geboten, dem Talente die richtige Nahrung, den raschesten Fortschritten die entsprechenden Aufgaben zu bieten, und die Karlsschule verstand es in dieser Zeit sehr wohl, die Talente zu erkennen und sie in die durch ihre individuellen Kräfte angezeigten Bahnen zu leiten.

Allerdings ist sehr zu vermuthen, daß in diesem Fall Schelling heute nicht unter den Koryphäen der deutschen Philosophie genannt würde. Denn so sehr in dem Lehrsystem der Karlsakademie der Bildungswerth des philosophischen Unterrichts geschätzt und ausgenützt wurde, und so sehr die einstigen Eleven gerade von dieser Seite der Anstalt mit dankbarer Erinnerung sprechen, die Philosophie diente doch immer nur als Mittel zum Zweck, und unter den großen Karlsschülern allen ist — außer Schiller — kein Philosoph zu nennen. Aber es fragt sich, ob Schelling nicht vielleicht auf anderen Bahnen der Wissenschaft mit Hilfe der angeborenen philosophischen Fähigkeiten zu ähnlicher, ja noch reinerer und weniger bestrittener Größe gelangt wäre.

[1] Nach Christoph Heinrich Pfaffs „Lebenserinnerungen", Kiel 1854, S. 18 f. war der Umfang der Lehrgegenstände in der Karlsschule ein viel größerer als auf allen damaligen Universitäten. Sie umfaßte aber zugleich auch die vorbereitenden Stufen in streng methodischer Gliederung. Ich darf hiefür wohl auf mein Programm „Ueber den Unterricht in der Hohen Karlsschule" (Programm des Stuttgarter Realgymnasiums 1873) verweisen.

In dem großen Komplex von Gegenständen des Studiums, den der Unterricht in der Karlsschule vor dem Schüler ausbreitete, mochte ihn leicht schon damals jene Wissenschaft locken, die er noch im Jahr 1797 (vgl. Leben S. 206, Brief vom 4. September 1797) sich glücklich schätzen würde studiren zu dürfen, weil sie inniger als jede andere mit seiner alten Neigung für die Natur zusammenhing, die Medicin, und diese Vorstellung — welche Aussichten eröffnet sie vor unserem Blick!

Wie sehr man immerhin es tadeln mag, wenn wir noch einmal Voraussetzungen erörtern, die in Wahrheit nicht eingetroffen sind, es ist denn doch ein zu verführerischer Gedanke, sich Schelling als Jünger der Naturwissenschaft in der Anstalt zu denken, welche wie keine andere zum gewaltigen Fortschritt, zur innern Erneurung der Naturwissenschaft auf der Grenzscheide des vorigen Jahrhunderts beigetragen hat, in der eben in den Jahren, um die es sich für uns handelt, der Mömpelgarter Cuvier, fünf bis sechs Jahre älter als Schelling, an der Spitze eines „naturhistorischen Vereins“ von Eleven stand, in welchem besonders auch von den jüngern Genossen, Christoph Heinrich Pfaff (dem spätern Kieler Professor), den beiden Hartmann, v. Marschall (dem nachherigen nassauischen Staatsminister) u. A. mit einem wahren Feuereifer gesammelt und beobachtet wurde, während im Hintergrund, wenige Jahre älter, der geniale Kielmeyer stand, der jugendlichen Schaar den Ausblick in die dämmernde Ferne großartiger Gedanken erschließend.[1]

[1] Man vergleiche über diese ganze Seite der Karlsschule die „Lebenserinnerungen von Chr. H. Pfaff (gestorben 23. April 1852). Kiel 1854, S. 34 ff., 54 ff. u. s. w.“ Sowie Cuviers Briefe an Chr. H. Pfaff aus den Jahren 1788—92. Herausgegeben von Dr. W. F. G. Behn. Kiel 1845.

Und wenn denn doch die Karlsschule in diesem Kielmeyer, dem Sohn eines armen herzoglichen Dieners in Bebenhausen, einen Naturforscher entdeckt und herangezogen hat, an dem die Geschichte der Naturwissenschaft vor allem „das combinatorische Genie und die von wahrhaft philosophischem Geist durchdrungene Ordnung,[1] die Strenge der Einzelforschung gepaart mit phantasievoller Beziehung auf das Ganze der Naturschöpfung“ hervorhebt, wenn derselben Karlsschule Cuvier selbst die Weite des Umblicks und den philosophischen Geist zu verdanken bekennt, der seine großartigen Entdeckungen begleitet, wenn überhaupt für die damalige Naturwissenschaft, wie uns das Beispiel Goethe's lehrt, die Verschmelzung der exakten Forschung mit dem auf das Allgemeine der Naturgesetze gerichteten Denken ein charakteristisches Bedürfniß[2] ist, und eben diese Verschmelzung nach dem Zeugniß der großen Karlsschüler eine specifische Frucht des dortigen Unterrichts war — warum sollten wir nicht berechtigt sein zu denken, daß Schelling auf diesem Wege hohe Erfolge errungen hätte?

Der ahnende Tiefsinn seines Geistes rief ihn dahin, wo der geistige Puls der Zeit war. Dies war damals auf der einen Seite die Philosophie, welche durch Kants gewaltige Erneurung, zunächst in Deutschland, übermächtig die Gemüther erregte, und war andererseits, zunächst außerhalb Deutschlands, die Naturwissenschaft seit den

[1] Pfaff a. a. O. S. 40 f. Martius, Denkrede auf Kielmeyer, Münchner Gelehrte Anzeigen Nr. 109 S. 878. Georg Jäger, Leben Kielmeyers, Acta Academiae Caes. Leopold. Carol. Vol. XXI P. III.

[2] Am interessantesten tritt dies hervor in der Darstellung, welche in: Alexander von Humboldt, eine wissenschaftliche Biographie, herausgegeben von Karl Bruhns. Drei Bände. Leipzig 1872, von der Stellung Alexanders von Humboldt zu Goethe und zu Schellings Naturphilosophie gegeben wird. I. S. 187 ff., 225 ff. Vgl. auch Kuno Fischer, Schellings Leben S. 47 ff.

bahnbrechenden Entdeckungen von Lavoisier, von Galvani und Volta; die beiden Gebiete zu verbinden ist merkwürdig frühe schon (1797) Schellings Bestreben geworden, ob er gleich vermöge seines Bildungsgangs nur innerhalb des einen stand; wie sollte es uns nicht nahe liegen zu fragen, ob nicht das Ergebniß ein günstigeres, ein reiner und ungetrübter die Gesammtentwicklung der Wissenschaft und des Menschengeistes förderndes gewesen wäre, wenn er mit seiner Hauptkraft auf der Seite der exakten Forschung gestanden hätte?

Gewiß, man mag diesen Gedanken müßig nennen, und wir wären die Letzten ihn so lange auszuspinnen, wenn er nicht dazu beitragen würde, von neuen Seiten Aufschluß über das eigentliche Wesen und den Umfang dieser vielseitigen und vieldeutigen Erscheinung zu geben und jenes immer wieder sich aufdrängende Problem zu erklären, wie ein von der Hand der Natur mit so verschwenderischer Fülle ausgestatteter und, wie man denken sollte, vor Vielen zur Weiterbildung der Menschheit berufener Geist einer so erhabenen Bestimmung nicht in dem erwarteten Maße genügen konnte.

Kehren wir nach Bebenhausen zurück.

Wenn es kühn war, den elfjährigen Knaben so weit vorgreifend den Unterricht der um fünf und sechs Jahre früher Geborenen theilen zu lassen, so werden wir andererseits ein zweifelhaftes Korrektiv dieser Kühnheit darin erkennen, daß er im folgenden Herbst 1787 mit einemmale um zwei Jahre zurückversetzt wurde, um mit der jetzt neu eintretenden „Zilling'schen" Promotion,[1] welche die (Aus-

[1] Die Promotionen wurden nach dem Primus bezeichnet, der in der Regel vom niedern Kloster an derselbe blieb. Dieser Zilling ist der Sohn des aus Schubarts Leben und Justinus Kerners „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit"

gangs 1770 oder) 1771 Geborenen umfaßte, erst nach Jahresfrist wieder auf der Stufe des Unterrichts anzulangen, für die er sich schon vor zwei Jahren reif gezeigt hatte, vollends nun aber, daß sich dieser Rückgang im Herbst 1789 mit der dritten Promotion abermals wiederholte.

So bekam also der arme Junge in den vier Jahren (Herbst 1786 bis Herbst 1790), während deren er an dem öffentlichen Unterricht in Bebenhausen Theil nahm, zuerst ein Jahr lang die zweite, höhere Hälfte des Pensums, dann zwei Jahre lang das ganze, und endlich noch einmal ein Jahr die erste Hälfte — gewiß eine Bildungsmethode, die, an sich widersinnig, vollends eine begabte Natur zu Grunde zu richten geeignet war. Daß Schelling trotzdem weder in schlaffe Indolenz versank, noch einem gründlichen Widerwillen gegen die repetita crambe des Latein und Griechisch in sich Raum gab, läßt sich nur damit erklären, daß er seine Hauptfreude in den Studien außerhalb des öffentlichen Unterrichts, namentlich in der vielseitigen und gründlichen Durchdringung des klassischen Alterthums fand, bleibt aber auch so noch ein bedeutendes Zeugniß für die elastische Kraft seines Geistes und den energischen Wissens- und Forschenstrieb, der ihn in so früher Jugend schon beglückte.

Um so mehr werden wir bedauern, daß in diesen drei Promotionen keine hervorragenden Köpfe waren,[1] welche das Einerlei des wiederholten Unterrichts zu beleben und sein Streben durch regen Wetteifer zugleich zu vertiefen

bekannten Specials von Ludwigsburg. Die vorangehende Bebenhäuser Promotion hieß die Leutwein'sche, die nachfolgende die Hauber'sche.

[1] Ueber die zweite Promotion findet sich sogar in einem Reskript vom September 1790 (in den Stiftsakten) das üble Zeugniß: „Die im Herbst 89 aus Bebenhausen gekommene Promotion ist in studiis sehr schwach".

und zu einer Quelle gemeinschaftlichen Genusses zu machen im Stande gewesen wären.[1] Aber auch sonst scheint sein Leben damals ohne den Reiz einer Jugendfreundschaft geblieben zu sein, der sonst gerade für geistige Naturen das höchste Glück der Klosterjahre auszumachen pflegt, und allerdings läßt sich zum voraus denken, daß die jungen Leute mit seltsamen Augen auf das „Wunderkind“ blicken mochten, dem spielend gelang, was sie mit saurer Mühe doch nicht in dieser Vollendung zu Stande brachten.

Glücklicher war er offenbar mit seinen Lehrern. Zwar von dem Prälaten M. Georg Gottfried Dapp (geb. 1720) ist in der Lebensbeschreibung wenig die Rede; er war lange Professor am obern Gymnasium in Stuttgart gewesen und galt für eine Säule der Kirche. Erster Professor war nun seit 1783 Schellings Vater, den wir bereits als eine gediegene Gelehrtennatur kennen. Seiner Lieblingsbeschäftigung mit den orientalischen Sprachen gemäß hatte er vorzugsweise das Hebräische unter sich, während er in das Lateinische mit seinem Kollegen sich theilte, der seinerseits das Graecum zu seinem besondern Felde genommen hatte. Dieser, M. Johann Friedrich Reuchlin (geboren 1741 und zuvor Pfarrer in Metterzimmern), hatte, wie zahlreiche Belege zeigen, seine besondere Freude an dem praecox ingenium des jungen Schelling und konnte sich's nicht versagen, ihm dann und wann in einem sinnigen Distichon

[1] Auch in dieser Hinsicht wird man wieder unwillkürlich an die Karlsschule erinnert, wenn man bei Pfaff a. a. O. (z. B. S. 34 ff. 56 ff.) von dem geistig fördernden und innerlich beglückten Zusammenleben der strebsamen und hochbegabten jungen Leute liest, welche in dem „Chevaliersfaal“ unter der Leitung Cuviers zusammenwohnten, der sich damals schon als ein Fürst der Geister erwies.

seine Zufriedenheit kund zu geben, während der Vater in dieser Beziehung zurückhaltend war.

Die Leistungen des „Kleinen“ — er war, wie der Biograph versichert, selbst für sein Alter klein — waren nun in der That staunenswerth. Es gibt unter den Knaben Naturen, die von einer Anstrengung beim Lernen nichts wissen, denen die Dinge gleichsam auf halbem Wege entgegenzukommen scheinen. Wo bei Andern schon das erste Begreifen eine energische Koncentration des Denkens und die Einprägung des Begriffenen die mehrfache Wiederholung derselben Vorstellungsreihe erfordert, sehen wir dort eine glückliche Organisation selbst verwickeltere Denkprozesse wie unbewußt vollziehen und ihr Ergebniß dauernd dem geistigen Besitz einfügen, wobei noch überdies Vieles, was sonst gelernt oder mühsam gefunden werden muß, bei ihnen durch Analogie mit Vorhererkanntem gleichsam schon fertig im Geiste liegt.

Wenn eine solche Geistesanlage an sich nicht ungefährlich ist, weil sie der wohlthätigen Wirkungen der Arbeit und Anstrengung zu sehr entbehrt, so finden wir bei dem Knaben Schelling jedenfalls keine Spur von jener läßlichen Bequemlichkeit, jener interesselosen Sattheit, die sonst so oft eine außergewöhnliche Fassungskraft begleiten. Munter und unverdrossen, daneben auch in den Freistunden recht herzlich muthwillig und „arg unmüßig,“ wie ihn seine Schwester mit ächt schwäbischem Ausdruck bezeichnet (Leben S. 21), übt er sein sprudelndes Kraftgefühl an allem, was ihm in den Weg kommt. Er hat in seiner Art nichts von der geduldsvollen Aneignung des Fremden, die wir an Hegel kennen, welche die Dinge durchaus läßt wie sie sind und sich so sehr wie möglich passiv zu ihnen verhält:

er geht ihnen entgegen, er erfaßt sie in der eigentlichsten Bedeutung des Wortes, und die Perception wird sofort zur Apperception in dem Sinn, daß mit dem Gegenstand zugleich die Stimmung, die er erweckt hat, das Urtheil über ihn im Geiste sich ansetzt.

Kein größerer Gegensatz überhaupt, als der Knabe Hegel und der Knabe Schelling, nicht nur in Temperament und Lebensgewohnheiten — das liegt auf der Hand — sondern selbst im intellektuellen Verhalten: dort jene Bedächtigkeit, jenes langsam stetige, methodisch von Einem zum Andern schreitende, überall mit bewußter Prüfung der Methode, auf solidem Fundament sich vollziehende Lernen; hier ein rastlos von Diesem zu Jenem überspringender, kecker Geist, der sich an allem versucht und den es immer von Neuem reizt, bald hier bald dort seine Kraft zu zeigen, vor allem, wie sich denken läßt, im Produciren. Der junge Hegel mit seiner riesigen Beharrlichkeit war fähig, die sämtlichen Brunck'schen Noten zum Sophokles einfach abzuschreiben, der junge Schelling macht dafür eigene Observationen zum Pindar. Jener sagt sich, daß für den Lernenden nichts so werthvoll sei wie die Einsicht, daß die eigenen Einfälle nichts taugen, um sich ihrer völlig zu entwöhnen, Dieser füllt den Rand seiner Klassikerausgaben mit Parallelstellen und Konjekturen, die ihm unter dem Lesen in den Sinn kommen. Der Eine hält sich mit Bewußtsein und Vorbedacht selbst zurück, um die Kraft des Intellekts in ruhiger Stetigkeit wachsen und anschwellen zu lassen und hat damit vielleicht den einzig möglichen Grund zu der künftigen Größe seines ursprünglich spröden Geistes gelegt; der Andere stürmt in fröhlichem Kraftgefühl von Aufgabe zu Aufgabe, er glaubt auch die schwerste

nicht zu schwer, weil ihm noch keine versagt hat, und verderbt sich damit vielleicht für die spätere Zukunft die vollgesammelte Wirkung seiner an sich auf das Höchste angelegten Begabung.

Genauer angesehen liegt der Unterschied tiefer: Hegel, in den von uns betrachteten Jugendjahren, achtet auf die logischen Beziehungen der Dinge, Schelling auf ihr Werden und die reale Kausalität; bei jenem ist das Organ des Lernens und Fortschreitens durchaus das begreifende Erkennen, hier wesentlich zugleich die innere Anschauung; dort ist zunächst diskursives, hier in erster Linie intuitives Denken; demgemäß findet der Eine seine Freude an der Reproduktion, während dem Andern jedes Reproduciren unter der Hand zum frei nachbildenden Produciren wird, auf das seine ganze Natur mit Macht ihn hindrängt.

Nichts ist hiefür so unterrichtend, als die Art, wie Schelling seine Aufgaben ausarbeitet. Er scheint sich hier nicht genug thun zu können mit frei übernommener Arbeit; hat er heute den Lehrer durch Disticha erfreut, so gibt er über acht Tage eine sapphische Ode und in der folgenden Woche griechische Verse in epischem oder melischem Maße.

Dem Biographen lagen noch vier Exercitienhefte aus der Bebenhauser Zeit vor (Leben S. 15). Die erste dieser Arbeiten, vom 20. Oktober 1786, ist die Uebersetzung eines Thema's über die Hauptbeweise für den göttlichen Ursprung der heiligen Schrift, ein Lieblingsgegenstand der damaligen Theologie, und die beigefügten Verse behandeln die Erfüllung der alttestamentlichen Weissagungen als Beweis für die Inspiration der biblischen Bücher. Professor Reuchlin war über die Leistung des elfjährigen Apologeten so entzückt, daß er „im Geiste in ihm bereits den einstigen

Hort der Orthodoxie sah, auf welchem man in Württemberg stets wie auf den Messias selber harrte" (Leben S. 16).

Von den Hebdomadarien selbst theilt die Lebensbeschreibung keine Proben mit, sie begnügt sich damit, das Urtheil Karl Ludwig Roths anzuführen, dem eines dieser Hefte mit etwa 20 Hebdomadarien aus den Jahren 1788 bis 1790 vorlag, wornach sich in diesen Arbeiten des dreizehnjährigen Knaben nicht bloß eine Sicherheit in der lateinischen Grammatik zu erkennen gibt, die man jetzt selten am Ende des Laufs durch das niedere Seminar vorfinde, sondern eine entschiedene Anlage zum lateinischen Stil. Ueberdies sei nicht nur ein ansehnlicher Theil des Hebdomadars jedesmal auch in griechische Prosa übersetzt, sondern immer auch lateinische Verse in ziemlicher Anzahl, anfangs lauter Hexameter, später Disticha, von 1790 neben diesen griechische Hexameter, und deren nicht wenige, der lateinischen Komposition beigefügt, wie sich denn z. B. ein von den Kreuzzügen handelndes Thema neben lateinischer und griechischer Uebersetzung in 61 lateinischen und 74 griechischen Hexametern ausgeführt finde.

Erkennen wir hieraus schon mit Staunen die Stärke des Produktionstriebs und die unglaubliche Versatilität des Knaben, so geben uns nun die einzelnen Proben, welche der Biograph S. 17 ff. wenigstens von den lateinischen Poesieprodukten mittheilt, eine deutlichere Vorstellung von der Gedankenwelt, die sich in diesem kleinen Kopfe spiegelt. Zwei größere Dichtungen hebt er hervor; von der einen, Ad Angliam, in 81 Distichen, gibt er den Gang und ausgewählte Stellen, die andere, De origine sermonis humani vom 25. Mai 1790 in 47 Hexametern theilt er ganz mit.

Es sind merkwürdige Verse, die wir hier von einem so jungen Menschen kennen lernen, höchst merkwürdig schon durch die rhythmische Bewegung der auch in der Cäsur fehlerlos gebauten Hexameter; dieser feinfühlige Rhythmus, der doch offenbar instinktiv ist, zeugt ganz entschieden von einer künstlerischen Anlage. Dabei ist die Sprache, welche unverkennbar in der ovidischen Leichtigkeit ihr gefälliges Vorbild fand, so weit entfernt von centoartiger Aneinanderreihung von Phrasen aus dem gradus ad Parnassum, so angenehm im leichten Fluß der mühelos hervorperlenden Wendungen, Metaphern und Gleichnisse, das Kolorit nicht nur, auch der ganze Wurf hat etwas so ächt Lateinisches, daß man aufs Neue diese Kraft bewundert, durch Ahnung und Nachempfindung das Eigenthümliche fremder Erscheinungen in Form und Wesen zu erfassen und mit spielender Gewandtheit wiederzugeben.

Und noch ein weiteres Stück von poetischer Ausrüstung läßt sich verzeichnen: zwar die Erfindung selbst ist nicht eben reich und original, sie hält sich vielmehr vorherrschend an konventionale Formen, wie denn z. B. bei dem Lobgedicht auf England die Himmlischen alle erscheinen, dem neugeschaffenen Eiland ihre Gaben darzubringen und seine künftige Größe vorauszusagen. Aber die ganze Art der Stoffbehandlung ist eine ächt poetische, weil sie auf innerlich geschauten Bildern, auf einem Emporquellen des Gegenstandes in der Empfindung beruht: man fühlt es deutlich, der Stoff ist durch eine energisch bewegte Innerlichkeit hindurchgegangen und hat hier Mark und Blut und Affekt gewonnen. Und damit verbindet sich nun eine wunderbare Gabe des Blicks, eine eigentliche Spürkraft für das Eigenste des dargestellten Gegenstandes, die sich als Kind

der dichterischen Empfindung schon dadurch erweist, daß sie die Darstellung stets in die richtige Stimmungsfarbe zu kleiden versteht. So ist in dem Poem auf England z. B. der Mannesstolz des Britten, der Rechtssinn, das trotzige Unabhängigkeitsgefühl des Einzelnen wie der Nation recht gut gefühlt und in einer Weise wiedergegeben, die nichts von Puerilem an sich hat.

Ganz seltsam berühren uns die gelegentlichen Reminiscenzen an moderne Dichter, weil sie mit überraschender Sicherheit in römisches Gewand gehüllt erscheinen. So erinnert in dem zweiten Gedicht über den Ursprung der Sprache die Schilderung von Adam und Eva inmitten der umgebenden Schöpfung unwillkürlich an Milton, ihr seliges Staunen aber, nachdem sie durch plötzliches Geschenk von oben der Sprache theilhaftig geworden, an das entzückte Zwiegespräch von Abbadonna und Abdiel nach ihrer Erschaffung, im zweiten Gesang von Klopstocks Messias. Freilich ist eben an dieser Stelle das Bild der hilflosen Verlegenheit des zärtlich liebenden Paares in seinem stummen Zustand und dann die Vorstellung, wie sie auf das göttliche Werde! hin sofort sich in Reden gegen einander ergießen, ungemein naiv und drollig.

— Miris
Primus homo conjuxque viri tunc sensibus ambo
Huc illuc diducti animo: vox deerat amica.
Quondam cum miseris homines se vultibus ambo
Lumina defixi aspicerent, tum cœla repente
Ingenti patuere igni et vox lapsa „LOQUARIS."
Tum subito sermone fluunt, sermonibus ambo
Effundunt sese: — quaenam haec nova forma? —
quid hocce?

Quod nomen dulci dono des? Impiger Adam
Terra prostratus supremum numen adorat.

Angesichts solcher Leichtigkeit der Produktion, welche die Verse nur so hinzuwerfen verstand, stans pede in uno, wie der alte Lucilius, ist es gewiß ein Beweis von der ruhigen Besonnenheit des Jünglings, wenn er sich niemals, wie es scheint, dem Glauben hingegeben hat zum Dichter geboren zu sein. Denn in der That war er es nicht.

Schelling hat sich nur selten in seinem späteren Leben in deutscher Poesie versucht, fast nur so lange er in der poetischen Treibhausluft des romantischen Kreises in Jena sich befand. Aus dieser Zeit stammen die im ersten Band des Lebens S. 282—293 mitgetheilten Dichtungen: zunächst das bekannte „Epikurisch Glaubensbekenntniß Heinz Widerporstens" in Goethe's Hans Sachsischer Manier, dann die wenigen Versuche in Stanzen und Terzinen. Sie zeigen uns, daß denn doch die innere Anschauung bei ihm zu sehr mit schwerem Gedankengehalt versetzt, daß der Stoß der Phantasie nicht energisch genug ist, um Bild und Gedanken in unmittelbarer Einheit zusammenzuführen; und auch in dem den platonischen Dialogen nachgebildeten Gespräch Clara, das nach Kuno Fischers sehr einleuchtender Vermuthung (S. 211) die Frucht der tiefen Erschütterung durch Karolinens Tod, also auch in seinem Ursprung wesentlich poetische Schöpfung ist, finden wir z. B. in den Schilderungen der Oertlichkeiten, der Situationen, selbst der Charaktere, so eingehend sie zum Theil gehalten sind, nicht das Walten jener wahrhaft dichterischen Phantasie, welche den für die Anschauung wesentlichen, die Einbildungskraft des Lesers befruchtenden Punkt zu treffen weiß.

Gewiß, die Phantasie ist nicht die Grundform seines Talents: so lebhaft sie ist, sie schafft doch nicht für sich, sie wirkt nur begleitend, unterstützend; sie äußert sich vorzugsweise in der wunderbaren Gabe der Intuition, welche wie durch geheimnißvolles Ahnen das tiefste Räthsel der Dinge zu erschließen und die unausgesprochen in der Luft der Zeit schwebenden Tendenzen zu fassen und zu bannen versteht. Aber von einer klaren und ruhigen Besonnenheit geleitet denkt sie nie daran, sich dem willkürlichen Spiel phantastischer Launen und Sprünge zu überlassen.

Finden wir schon in dieser unzweifelhaft auf Naturanlage beruhenden Eigenthümlichkeit einen ausgesprochenen Gegensatz zu dem geistreichen Selbstgenuß einer verwöhnten Phantasie, der für Friedrich Schlegel, für Novalis bezeichnend ist, so gilt es nun doppelt, gegenüber jenen merkwürdigen Proben eines überaus glücklichen Talents, das mit angeborener Leichtigkeit über das Schwierigste wegsetzt, gegenüber jenen angenehmen lusus ingenii, den tiefen und wuchtigen Ernst zu betonen, der für das unbefangene Urtheil aus diesen Arbeiten des Knaben und Jünglings hervortritt. Bei allem, was man von ihm hört oder zu lesen bekommt, spürt man ein solides und mächtiges Fundament, ein ebenso weites und freies als klares und sicheres Denken und ein fest begründetes, durch und durch gediegenes Wissen, zumal in philologischen Dingen. Diese in der Raschheit und Mannigfaltigkeit ihrer Erfolge so leicht, so beschwingt, so überspringend erscheinende Natur trägt doch, sobald man ihr auf den Grund geht, zugleich so sehr das Gepräge des Kernhaften und sicher in sich Geschlossenen an sich, daß man jenen Namen des „schwäbischen Granit,“ der ihm in den

geistreichen Cirkeln der Romantiker angeheftet wurde, vollauf begreift.

Eine markigfeste und mit ruhigem Selbstvertrauen auf solidem Grunde ruhende Natur, so steht er schon in seiner jugendlichen Gestalt vor uns da, ein praecox ingenium allerdings, aber weit entfernt von jener unreifen Ostentation, jener vorzeitigen Gluth der Sinnlichkeit, jener frivolen Ironie, jenem „Ich, dem es mit nichts Ernst ist als mit sich," und all den andern Zügen ähnlicher Art, die wir an seinen späteren Genossen aus den Kreisen der Romantik so vielfach bemerken.

Inzwischen ist unser Freund fünfzehn ein halb Jahr alt geworden. Dem regelrechten Gange nach hätte der Vater im Herbst 1791 versuchen mögen, seinen Sohn, der noch immer nur in außerordentlicher Weise, als hospes, dem Unterricht der Promotion folgte, mit dieser durch besondere Konsistorialverfügung vorzeitig in's Stift zu bringen. Bei der augenscheinlichen Reife desselben versucht er es schon im Herbst 1790. Er bittet um Einreihung seines Sohns in die Maulbronner Promotion, welche mehrere Alumnen durch Ausstoßung verloren hatte. Die Sache ist schwierig, der Geheimerath wird zugezogen, der Vater eilt selbst nach Stuttgart, er macht die ausgezeichneten Zeugnisse seines Sohnes geltend, er verweist auf einen früheren Vorgang, der sich noch glücklich aus den Akten konstatiren ließ, er geht von Haus zu Haus: so wird endlich die Genehmigung ertheilt, und am 18. Oktober 1790 geht Schelling in das nahegelegene Tübingen ab, eines jener merkwürdigen Beispiele von früh begonnenen Universitätsstudien, und tritt, vom Rufe voraus angekündigt, als Novitius in das Stift ein, wo ihm Hölderlin

und Hegel in der Würde von „neuen Magistern“ entgegei treten.

Mit nicht geringen Erwartungen folgt ihm der Bli zur Hochschule nach, nicht ohne den sorglichen Wunsch, da sein mächtig vordringender Geist, der immer dem, wa kommen wird, auf der Spur zu sein scheint, nicht in d einzelnen Zeitgestalt aufzugehen, sondern aus jeder de ewigen Gehalt in das eigene Wesen aufzunehmen lerne möchte.

# Das Tübinger Stift

in der Studienzeit

von

# Hölderlin, Hegel und Schelling.

For Conz cf p. 187.

Leiden fehlt eine eingehendere Darstellung der eigentlichen Studien! [illegible]

Aedes Deo et Musis sacrae.
Alte Inschrift am Stiftsthor. (1669)

Wenn wir im Bisherigen die getrennten Bahnen der drei Studiengenossen jede für sich bis zu dem Punkte verfolgt haben, wo sie im theologischen Stipendium in Tübingen zusammentreffen, so gilt es nun, den specifischen Charakter dieser Anstalt, in der sie fünf Jugendjahre von der höchsten Bedeutung für die geistige Ausbildung des Menschen verbracht haben, in ähnlicher Weise uns klar zu machen, wie wir dies bereits mit den vorbereitenden Schulen gethan haben.

Durch zwei Bildungsanstalten von durchaus eigenthümlicher und mit nichts Aehnlichem außerhalb des Landes zu vergleichender Art hat sich Württemberg um die Gesammtbildung der Nation nicht unerhebliche Verdienste erworben, beide von württembergischen Herzogen, den bedeutendsten der ganzen Reihe, mit ihrem Lebensgeist erfüllt, sonst aber auf den ersten Blick so unähnlich unter sich, als es nur immer sich denken läßt, so entgegengesetzt unter sich, wie eben der Herzog Christoph hier und Karl Eugen dort: die eine nur für Theologen bestimmt, die andere eben nur die Theologen von ihrem sonst universalen Plane ausschließend;

die eine ebenso entschieden ein Kind des Reformations-zeitalters wie die andere des „philosophischen" Jahrhunderts der Aufklärung; die eine schlicht, unscheinbar, oft gehöhnt und verspottet, die andere von dem ganzen „Lustre" eines glänzenden Hofs bestrahlt; die eine in Kraft des einmal in sie gelegten Lebensprincips von Jahrhundert zu Jahrhundert weiter wirkend und auch jetzt wieder das Centennarium ihrer alma mater in heiterer Frische mitbegehend, die andere nach beispiellosem Flor mit dem Ableben ihres fürstlichen Begründers plötzlich und unwiderruflich zusammengebrochen.

Und doch, wenn man etwas tiefer blickt, sind der verwandten Züge zwischen Stift und Karlsschule nicht wenige, nach Wesen und Wirkung: beide sind Konvikte, auf geregeltes Zusammenwohnen der Zöglinge begründet, und beide bedenken sich darum nicht, die Freiheit derselben durch sehr bestimmte Gesetze und konsequente Aufsicht zu beschränken, welche bei der einen mehr einen mönchischen, bei der andern mehr einen militärischen Anstrich hat; beide sind hierin weit über das nothwendige, zum Theil auch über das zulässige Maß hinausgegangen und haben durch Verkennen der jugendlichen Natur und ungenügende Unterscheidung zwischen den äußerlichen Anforderungen der Ordnung und den innern Geboten der Sittlichkeit, die eine mehr nur in einzelnen Perioden, die andere regelmäßig und principiell, die Reinheit ihrer Wirkungen beeinträchtigt; beide erkennen in der methodischen Leitung der Studien eine wesentliche Ursache ihrer Erfolge und bringen hiefür ein System von besondern Veranstaltungen in Anwendung; beide erstreben in intellektueller Hinsicht als oberste Aufgabe die Heranbildung zu selbständiger Arbeit und wollen durch maßvolle äußerliche Beschränkung zu

innerer Freiheit in der Wissenschaft erziehen; bei beiden finden wir demgemäß, wenn nicht immer, doch zu Zeiten, den leidigen Kontrast zwischen einer großen Auffassung der wissenschaftlichen und einer niedern Anschauung von der sittlichen Aufgabe der Erziehung; beide endlich sehen wir in ihren Wirkungen weit über ihre ursprüngliche Bestimmung, weit über die Gränzen des Landes, ja der Zeit hinaus sich erstrecken, beide durch viele Namen von hervorragendem und einige von weithin und lange dauerndem Klang verherrlicht, und von jenen wenigen Namen, welche, so viel wir uns denken können, allen Zeiten groß erscheinen werden, darf, was gewiß in hohem Grade beachtenswerth ist, jede einen den ihrigen nennen, Johannes Kepler die eine, Friedrich Schiller die andre.

Eine merkwürdige Verwandtschaft gewiß, aber in Wahrheit nicht auf einem Spiel des Zufalls, sondern auf bewußter und wohlüberlegter Nachbildung beruhend. Man darf es wohl als ein wichtiges Zeugniß für die innere Bedeutung des Tübinger Stipendiums geltend machen, daß ein Fürst von so völlig abweichender Denkungsart und Lebensführung, zugleich aber von so scharfem Blick in pädagogischen Dingen, daß der katholische Karl Eugen das evangelisch-theologische Stift in principiellen Beziehungen als Vorbild für seine Lieblingsschöpfung benützt und zu den ersten Organen, um seine Idee ins Leben zu führen, eine Anzahl von blutjungen Magistern gewählt hat, wie er denn auch, namentlich in seinen letzten Lebensjahren, der Tübinger Anstalt fast mit dem gleichen warmen Herzensantheil wie seiner geliebten Karlsschule zugethan gewesen ist.[1]

[1] Sehr interessant und wahrhaft wohlthuend sind die Mittheilungen, welche bei Schnurrer, Erläuterungen der würtembergischen Reformations-Kirchen- und

Das Tübinger Stift ist unbedingt unter allen Eigenthümlichkeiten der älteren Landesgeschichte eine der ersten und wichtigsten, und wenn es einst ein württembergischer Fürst als „das edelste Kleinod Unseres Herzogthums“ bezeichnet hat (Eberhard Ludwig in dem Befehl vom 7. Oktober 1704. Reyscher, Gesetzsammlung XI, 2, S. 173), so kann noch heute, wer die Geschichte seines Heimatlandes liebt, und zumal wer selbst einen guten Theil seiner Bildung dem Stift verdankt, nicht ohne Pietät und herzliche Verehrung an diese bei mancherlei Mängeln doch hochwürdige Anstalt und das unermeßliche Kapital von Geist und Bildung denken, das sie seit drei Jahrhunderten hervorgelockt und in weitere Bezirke in Umlauf gebracht hat.

Claustrum hoc cum patria statque caditque sua. So lautete die Inschrift (vom Jahr 1619), welche einst in goldenen Lettern über dem Stiftsthor prangte. Ganz aus der Anschauung des Reformationszeitalters hervorgegangen, hat dieser Spruch innere Wahrheit, sofern er den tiefen geschichtlichen Zusammenhang zwischen dem Land und der Anstalt bezeichnet. Man kann sich die Geschichte des württembergischen Landes in den vergangenen Jahrhunderten ohne das Stift kaum denken: so mächtig sind seine Wirkungen, und nicht bloß auf die theologischen Kreise, gewesen; es hat nicht allein durch die Heranbildung fast sämmtlicher Lehrer auf allen höheren Stufen des Unterrichts sehr viel zur Bildung der maßgebenden Klassen beigetragen und überhaupt die herrschende Geistesrichtung im

Gelehrtengeschichte, Tübingen 1798, S. 526—534 hierüber zu finden sind. — Für die Karlsschule und ihre Organisation sei wieder auf mein Programm „Ueber den Unterricht in der hohen Karlsschule“ (Stuttgarter Realgymnasium 1873) verwiesen.

Lande bestimmt, sondern ein guter Theil der schwäbischen Eigenart in den altwürttembergischen Zeiten nach Vorzügen und Mängeln hat, wenn nicht seine Wurzel, doch seine Nahrung und Erhaltung im Stift gefunden, weil es in früherer Zeit durch seine Beneficien die guten Köpfe an sich zog und so die in ihm Gebildeten einen, wie der Zahl nach bedeutenden, so durch hervorragende Tüchtigkeit doppelt ins Gewicht fallenden Bestandtheil der leitenden Kreise ausgemacht haben.

Diese Wirkungen konnte das Tübinger Stift nur deßhalb ausüben, weil es die specifische Schöpfung und der ächteste Ausdruck des schwäbischen Geistes in derjenigen Periode ist, welche für die Geschichte Württembergs entscheidend geworden ist.

Mit der Reformation löst sich das württembergische Land von dem gemeinsamen Grundstock des schwäbischen Stammes ab, um in viel höherem Maß als bisher eine selbständige und eigenthümliche Bahn der Entwicklung für sich zu durchlaufen, und wie die festen und dauernden Formen des Staates, welche mit einer anderwärts unbekannten Beharrlichkeit bis zu den gewaltsamen Erschütterungen am Anfang unseres Jahrhunderts unverändert in Giltigkeit geblieben sind, in jenen Tagen begründet wurden (Tübinger Vertrag 1514), so auch alle die verschiedenen Lebenserscheinungen, durch welche Württemberg im Unterschied von den sonstigen Gliedern des schwäbischen Stammes seine besondere Bedeutung für das Leben der Nation gewonnen hat.

Vergegenwärtigen wir uns den damaligen Gang der Dinge. Mit der jener Zeit überhaupt und dem schwäbischen Naturell noch besonders eigenen Innigkeit des religiösen

Gefühls hat das Volk die neue Lehre in Herzen und Gemüther aufgenommen; im Kampf mit der äußern Gewalt, mit dem eingedrungenen Fremdling ist der Glaube errungen, in wiederholten Gefahren, welche in Furcht und Hoffnung bis in die untersten Schichten des Volkes nachzittern, aufs Neue gesichert worden; die Liebe zum angestammten Fürstenhaus, durch Christophs edle Gestalt zu erhöhter Wärme gehoben, hat sich mit der Sorge um das Evangelium unlösbar verkettet: so wird, ähnlich wie in England um dieselbe Zeit, der Protestantismus nicht nur zum höchsten Gut und Hort des Volkes, alle Kräfte zu seiner Vertheidigung aufrufend, sondern zur eigentlichen Lebens- und Triebkraft des jetzt innerhalb seiner Gränzen sich bestimmt in sich abschließenden Staates, und die exponirte Stellung dieses württembergischen Protestantismus, der „wie ein in den katholischen Süden hineinragender, von mächtigen Nachbarn bedrohter Vorposten" erscheint, nöthigt zu fortgesetzter Wachsamkeit und folgerichtiger Ausbildung der hiedurch geforderten Kräfte und Eigenschaften.

Unter diesem Gesichtspunkt hat man das theologische Stift in Tübingen zu betrachten, wenn man es geschichtlich richtig verstehen will: es war die feste Burg des württembergischen Protestantismus, es war der Ort, wo die geistigen Waffen zur äußern Sicherung und innern Weiterbildung des Errungenen geschmiedet wurden, und man mag die liberalen Spötter nur auf den einen Gesichtspunkt verweisen, wie es wohl mit der deutschen Gesammtentwicklung gegangen sein möchte, wenn nicht von diesem Bollwerk der Geistesfreiheit im deutschen Süden aus das Herzogthum Württemberg, der einzige kräftigere Stützpunkt der neuen Lehre im katholischen Oberdeutschland,

dem Protestantismus erhalten geblieben wäre, von dem doch allein eine Erneurung des deutschen Geistes vollbracht werden konnte.[1]

Ist aber, wie wir glauben, das Stift die gemeinsame Frucht des schwäbischen Geistes und des Geistes der Reformationszeit, so erklärt sich aus dieser Vereinigung der wirkenden Kräfte, daß das Stift in seinem Gesammtbild nicht nur diejenigen Züge, welche allgemein als das Besondere der schwäbischen Stammesart anerkannt sind, gleichsam in koncentrirter und selbst in die Einseitigkeit des Extrems verfolgter Erscheinung darstellt, den „tiefgrabenden Ernst“ — ein Lieblingsausdruck der ältern schwäbischen Theologen —, der sich nicht mit der Oberfläche der Dinge begnügt und mehr auf das Wesen als die Erscheinung hält, die Vorliebe für eine stille und in sich gekehrte Lebensweise, den Mangel an Erfahrung und Weltkenntniß, vor allem aber den idealistischen, auf das Uebersinnliche gewendeten Zug des Geistes, sondern auch jene andern Eigenheiten, welche, an sich wohl auch im schwäbischen Naturell angelegt, doch erst durch den Protestantismus ihren Inhalt und die treibende Kraft empfangen haben, den Geist der Kritik, die innere Unabhängigkeit des Individuums in den höchsten Beziehungen des Denkens und Wollens, den energischen Zug auf rücksichtslose Erkenntniß der Wahrheit, wiederum nicht ohne die dieser Richtung nahe liegenden Ausschreitungen nach der einen oder der andern Seite.

[1] Von Nicolai, Reisen, Band XI. S. 55 wird dies anerkannt: „dieses Stift hat um die Erhaltung des Protestantismus in Wirtemberg und mittelbar in ganz Deutschland wahre Verdienste.“ Uebrigens war dieser Gesichtspunkt zuvor von Spittler, wirtembergische Geschichte S. 162, sehr betont worden.

Und indem nun das Stift in den einmal gegebenen Formen und festen Ordnungen sich durch die Jahrhunderte fort erhielt, war es in hervorragendem Maße geeignet, diesen Eigenthümlichkeiten als Stützpunkt zu dauerndem Bestand zu dienen, und es ist in der That bemerkenswerth, wie sehr eine eingehendere Beschäftigung mit den älteren Zuständen des Stifts bei allem Unterschied des wechselnden Zeitcharakters doch von einer auffallenden Uebereinstimmung in den fundamentalen Zügen zeugt.

Es darf hiebei allerdings nicht übersehen werden, daß der Geist des Protestantismus in derjenigen Zeit, welche dem Stift seine dauernde Begründung gegeben hat, in den fünfziger Jahren des 16. Jahrhunderts nicht mehr in der vollen freudigen Triebkraft seines ersten jugendlichen Hervortretens gewirkt hat. Von allem Anfang an sind deßhalb dem Organismus dieser merkwürdigen Anstalt gewisse Spuren einer scholastischen Richtung beigemischt, und eine eingehendere Behandlung der Stiftsgeschichte hätte wesentlich die Aufgabe, die Auseinandersetzung dieser beiden disparaten Elemente, des kritischen und des scholastischen, welche in der Geschichte des Protestantismus überhaupt von Bedeutung ist, in der wechselnden Gestaltung des Stipendiums nachzuweisen.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß eine derartige Anstalt, welche, auf Grund einer gewissen Lebensanschauung gestiftet, wesentlich die äußeren Formen gibt und den erfüllenden Inhalt von den leitenden Persönlichkeiten erwartet, hinsichtlich ihres Werthes von dem Charakter der betreffenden Zeitperioden abhängig ist. Man wird es deßhalb begreiflich finden, daß das Stift in den dürren Zeiten einer starren Orthodoxie und engherzigen Polemik wenig

höheren Lebenstrieb gezeigt hat. Aber nur um so mehr muß konstatirt werden, daß in ihm, wenigstens auf die Dauer, niemals die scholastischen Elemente in der Art herrschend geworden sind, wie es, von beschränktem Gesichtspunkt aus, einseitige Darstellungen behauptet haben, daß es niemals die Pflanzschule eines fanatischen, herrschgierigen und verfolgungssüchtigen Zelotismus gewesen ist, so nahe ihm diese Gefahr mehrfach durch den herrschenden Geist der Zeiten gerückt schien, daß im Gegentheil zu verschiedenen Malen gerade vom Stift aus freiere Strömungen, selbst im Gegensatz zu der in der Fakultät maßgebenden Richtung, ausgegangen sind.

Ganz im Gegentheil wird der Historiker wesentlich in der tüchtigen Fundamentirung der Studien im Stift und in seiner „Manuduktion“ zu wissenschaftlicher Selbständigkeit es begründet finden, daß Württemberg glücklicher als viele andere, auch protestantische Länder durch jene finstern Perioden der deutschen Geistesgeschichte hindurchgegangen ist.

Wer sich mit der Geschichte Württembergs in den vorzugsweise durch religiöse Kämpfe oder ihre Nachwirkungen beherrschten Jahrhunderten beschäftigt, muß nothwendig die auffallende Thatsache bemerken, daß in diesem Lande trotz der überaus bedeutenden Machtstellung der Kirche doch weniger, als in andern Gebieten, über Zelotismus und Mißbrauch der geistlichen Gewalt, wie er sonst überwiegende Macht der Kirche zu begleiten pflegt, geklagt wird, wenigstens auf dem Felde der Wissenschaft.

Ueberall im 17. und 18. Jahrhundert gilt Württemberg als das eigentliche Musterland der Theologen im protestantischen Deutschland. Die erste Bemerkung, welche die reisenden Ausländer machen, ist gewöhnlich die Zahl und

Stellung der Geistlichen: „14 Prälaten und Aebte, 36 Speciales oder Superintendenten und bei 570 Stadt- und Dorfprediger, auf ungefähr 450,000 Einwohner!“ so ruft 1730 der alte Keyßler aus. Die Geistlichkeit, sagt ein andrer, Hector von Günderode, ist vielleicht die reichste und angesehenste unter den Protestantischen im ganzen heiligen römischen Reich; sie ist so zu sagen, ein kleiner status in statu.

Besonders auffallend ist den Fremden das bedeutende Maß von politischem Einfluß, das hier ein protestantischer, durch und durch bürgerlicher Klerus übte, vorzugsweise durch das Organ der Landschaft und der landschaftlichen Ausschüsse. Es rührt dies bekanntlich daher, daß das Herzogthum keinen grundbesitzenden Landadel hatte, indem es der zerstreut auf ihren Gütern sitzenden Ritterschaft in den politischen Wirren des 16. Jahrhunderts gelungen war, sich nicht nur von der Landeshoheit, sondern selbst von dem Kreisverband völlig abzulösen.[1]

Traten so die Geistlichen und zumal die Prälaten, die, wie einer der fremden Reisenden bemerkt, doch „bloß studirte Bürgersöhne“ waren, von selbst in die politische und sociale Stellung ein, die anderwärts dem Adel zukam, so wirkte nun nicht minder stark die persönliche Vorliebe einzelner Herzoge für die Theologen, nicht bloß Christophs und seines Sohnes Ludwig, der seine Neigungen zwischen dem Becher und theologischen Disputationen theilte, sondern noch Johann Ludwigs und Eberhards III., also bis weit

[1] „In den sechziger Jahren des 16. Jahrhunderts verschwand der Adel als politischer Stand aus Altwirtemberg gänzlich. Erst allmählich entstand theils durch Einwanderung, theils durch Erhöhung Bürgerlicher in den erblichen Adelsstand und die Bevorrechtung der Güter derselben doch wieder ein landsäßiger Adel, welcher bei den höchsten Kollegien seine besondere Bank bildete.“ Stälin, wirtembergische Geschichte 4, 706.

über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus. Der Einfluß des Konsistoriums aber auf das Kirchenregiment, an sich schon zu allen Zeiten bedeutend, hob sich im vorigen Jahrhundert nur noch mehr, als seit 1733 katholische Landesfürsten auf dem Throne saßen.

Wenn nun trotzdem die Geschichte der württembergischen Kirche nicht mehr, sondern eher weniger Beispiele von Glaubensdruck und Unduldsamkeit aufweist, als der gemeinsame Charakter jener theologisch engherzigen, einzig auf Reinerhaltung der Lehre bedachten Zeiten an die Hand gibt, wenn wir namentlich von jener finstern pfäffischen Herrschsucht, welche uns in einzelnen norddeutschen Gebieten so anwidernd entgegentritt, in der Handhabung des Kirchenregiments so gut wie nichts entdecken, so werden wir die Ursache wesentlich in der tieferen Begründung der theologischen Bildung zu suchen haben, welche Christophs Regentenweisheit von Anfang an auf das solide Fundament der klassischen Studien gestellt hat.

„Aedes Deo et Musis sacrae.“ So lautete eine zweite, über jener älteren stehende Inschrift an dem Stiftsthor (von 1669), allerdings eine verwunderliche Bezeichnung für eine theologische Bildungsstätte, diese Zusammenstellung des christlichen Gottes mit den altheidnischen Jungfrauen, aber doch nur ein naiver Ausdruck für ein großartiges Princip, dessen Bedeutsamkeit demnach auch dem 17. Jahrhundert noch lebendig und bewußt geblieben ist.

Jener Herzog Christoph, den man, wo es sich um heimische Einrichtungen handelt, immer wieder neu zu schätzen Ursache findet, hat es mit klarer Bestimmtheit erkannt, daß die Theologie, von der Zeitbildung und ihren Fundamenten abgelöst und einzig in ihren eigenen Bahnen

wandelnd, nothwendig in sich verarmen, zu bloßer Abrichtung heruntersinken müsse, zu geistigem Tode verurtheilt sei. Sie sollte vielmehr — so schien es die Konsequenz des Reformationsstandpunktes zu fordern, und so glauben wir die seinem großartigen Werke zu Grunde liegende Idee richtig zu deuten — sie sollte den Inbegriff der gesammten Zeitbildung in sich darstellen, sie sollte das geistige Erbe der Jahrtausende, die ganze Culturarbeit der vorangegangenen Geschlechter als Grundlage ihrer Studien in sich aufnehmen, um mit solchem Rüstzeug ausgestattet und möglichst über die Beschränktheit des zeitlichen Gesichtspunkts hinausgehoben ihre Aufgabe sub specie aeterni zu erfassen.

Darum hat er in folgerichtiger Ausbildung des Geistes der Reformation und ihres geschichtlichen Zusammenhangs mit dem Humanismus das theologische Studium auf der Universität auf das Studium der klassischen Sprachen und Literaturen, sowie der Philosophie begründet und sie, in seiner „Großen Kirchenordnung" von 1559 zum Schlußstein eines wohldurchdachten Systems von Unterrichtsanstalten — „Partikularschulen," Klosterschulen, Stipendium[1] — erhoben, dessen Vortrefflichkeit sich durch die Dauer seines Bestands und seine segensreichen Wirkungen voll erprobt hat und, zusammen mit der umfassenden Organisation des „weltlichen" Unterrichts von den „teutschen" Schulen bis zur Universität,[2] ein unvergängliches Denkmal

[1] Man vergleiche die bei aller Schwerfälligkeit vortreffliche Einleitung der Großen Kirchenordnung, Abschnitt „Von den Schulen", Reyscher, Gesetzsammlung XI, 2, S. 24 ff., ferner S. 91.

[2] Ueber Christophs großartige Schulorganisationen vgl. Pfister, Herzog Christoph zu Wirtemberg, Tübingen 1819, S. 476 ff. und 483 ff., Kugler, Herzog Christoph, Stuttgart 1868, Band 1, S. 365 ff. und 381 ff., Stälin, wirtembergische Geschichte 4, 744 ff.

seiner, der Zeit vorauseilenden Einsicht und treuen Fürsorge ist.[1]

Das Stipendium hatte in kümmerlichen Anfängen schon vor Christoph bestanden. Es war eine der ersten reformatorischen Maßregeln des zurückgekehrten Herzog Ulrich gewesen, daß er in Nachahmung einer (frühe wieder abgekommenen) Marburger Einrichtung verordnete, daß der Armenkasten sämmtlicher „Städte, Flecken und Dörfer des Landes“ je nach Vermögen einen Beitrag zur Erziehung armer Stipendiaten nach Tübingen abliefern solle. Diese fundamentale Verordnung ist vom 14. Februar 1536 datirt, und im folgenden Jahr wurden in der That vierzehn junge Leute, übrigens nicht lauter Theologen, in dieses „Stipendium“ eingesetzt, darunter insbesondere jener Kaspar Wild, welcher später als Rath des Herzog Christoph sich große Verdienste um die geistliche Verfassung Württembergs, insbesondere um die Erhaltung des Kirchenguts und die Große Kirchenordnung erworben hat.

Aber die Sache wollte damals nicht recht gedeihen, der Senat nahm sich ihrer nur zögernd an, es fehlte an einer gemeinsamen Wohnung, und als diese in der „Burse“ beschafft war, kamen Reibungen mit den andern Bewohnern derselben. Endlich wurde das leerstehende Augustinerkloster der jungen Anstalt eingeräumt, aber kaum war sie eingezogen, so stellte das Interim den Fortbestand des neuen Kirchenwesens überhaupt in Frage.

So ist es in Wahrheit doch Christoph, dem die Anstalt

[1] Stälin führt S. 746 Anm. das Zeugniß des urtheilsfähigsten Zeugen jener Zeit an, des großen Joh. Sturm, der 1564 das Stift besuchte und in einem Schreiben an Herzog Albrecht von Preußen seinen Einrichtungen außerordentliches Lob spendet; es sei perpetuum monumentum maximi principis.

ihre Lebenskraft verdankt. In einem hernach in die Große Kirchenordnung aufgenommenen Reskript vom Jahr 1557 wird sie in den Formen festgestellt, welche im Wesentlichen in der ganzen folgenden Entwicklung geblieben sind: als Vorsteher zwei Superattendenten aus dem Kreis der theologischen oder philosophischen Professoren und ein Magister Domus, später Ephorus genannt, daneben aus den tüchtigsten der Stipendiaten ausgewählt eine Anzahl, zunächst sechs, magistri repetentes, welche an den von Vorlesungen freien Tagen mit den Stipendiaten Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Physik, Ethik, sowie Griechisch und Hebräisch zu repetiren haben, während die loci theologici Sache der Superattendenten sind. Im Uebrigen besuchen die Stipendiaten die Vorlesungen der Universität; das Stipendium gewährt ihnen neben den starkbetonten Repetitionen nur die Aufsicht wie über ihre Sitten, so über ihren Fleiß und den Fortgang ihrer Studien; auf die alten Sprachen und auf schriftliche Ausarbeitungen wird dabei besonders gedrungen.

Es war nöthig, diese Bemerkungen über die Zeit der Entstehung des Stipendiums vorauszuschicken und den Geist zu bezeichnen, aus dem es hervorgegangen ist. Weiterhin aber müssen wir leider darauf verzichten, der Entwicklung im Einzelnen zu folgen und, wenn auch nur in andeutenden Zügen, nachzuweisen, wie der wechselnde Geist der Zeiten sich auch in den Einrichtungen des Stifts und dem Wesen und Leben seiner Bewohner spiegelt, während die grundlegenden Bestimmungen durch die Jahrhunderte durch im Wesentlichen unverändert sich erhalten.

Indem wir uns also der Darstellung des Stifts in der Studienzeit von Hölderlin, Hegel und Schelling

zuwenden, haben wir zunächst von den Quellen zu reden. An Schriften über die ältere Geschichte des theologischen Stipendiums überhaupt fehlt es nicht. Aber sie behandeln fast nur die äußerlichen Beziehungen des Gegenstandes: eine allseitige und in die Sache selbst eindringende Beleuchtung der in Frage kommenden Verhältnisse auf Grund des außerordentlich reichhaltigen Aktenmaterials geht uns leider noch gänzlich ab, so dankbar und anziehend der Stoff und so fruchtbar eine solche Arbeit für die gesamte Kulturgeschichte des Landes zu gestalten wäre.

Als Hauptquelle ist noch immer zu betrachten, was der nachmalige Kanzler Schnurrer, einer der kräftigsten Leiter des Stifts im vorigen Jahrhundert, unter dessen Ephorat auch unsere drei Genossen gestanden sind, mit sehr gewissenhafter Benützung der amtlichen Dokumente gegeben hat: Erläuterungen der würtembergischen Kirchen-, Reformations- und Gelehrten-Geschichte, von Christian Friedrich Schnurrer, Professor und des theologischen Stipendiums Ephorus. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1798, wo die Darstellung der Stiftsverhältnisse von der Gründung bis zum Tode Herzog Karls S. 287—544 einnimmt.

Sodann finden sich die wichtigeren der auf das theologische Stipendium bezüglichen Erlasse in Reyschers Württembergischer Gesetzsammlung Band XI, 2 abgedruckt: Sammlung der württembergischen Schulgesetze, zweite Abtheilung, enthaltend die Gesetze für die Mittel- und Fachschulen bis zum Jahr 1846. Von Carl Hirzel, Professor am evangelischen Seminar Maulbronn. Tübingen, Fues 1847. Von hervorragender Wichtigkeit für die Kenntniß der eigenthümlichsten Stiftseinrichtungen ist hier besonders die Samm-

lung älterer Visitationsrecesse vom Jahr 1704, S. 173 bis 191, und der „summarische Extrakt aus den die Superattendenten und den Magister Domus betreffenden Recessen“ S. 191—196, sodann die „Statuten des Fürstlichen Theologischen Stipendii zu Tübingen“ von 1752, in formeller Hinsicht ein trauriges Zeugniß der damaligen Sprachverwilderung, S. 211—237, sowie der auf die Einführung dieser Statuten folgende Visitationsreceß von 1757, S. 254 bis 257, und endlich die Neuerungen von 1793, bestehend in der Inspektoratsinstruktion und den veränderten Statuten für die Repetenten und die Stipendiaten, S. 295—333. Den Hauptinhalt dieser Verordnungen findet man überdies in lichtvoller Weise in der Einleitung von Hirzel zusammengefaßt, S. XLIX—LXXIV und S. CLXIII—CLXXII.

Halten sich diese Darstellungen des Gegenstands durchaus an die amtlichen Quellen, so findet sich nun zu ihrer Ergänzung dankenswerthes Detail, zum Theil aus mündlicher Ueberlieferung, bei Klüpfel: Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen. 1849, besonders S. 260 bis 275.

Weiterhin kommen für die von uns zu behandelnde Zeit noch einige Darstellungen von gleichzeitigen Beobachtern in Betracht, deren Urtheil übrigens nur mit Vorsicht zu benützen ist. Da ist einmal Nicolai's Schilderung im XI. Bande seiner Reise durch Deutschland (Berlin und Stettin 1796),[1] wo beinahe hundert Seiten (S. 54—147)

[1] Man vergleiche hiezu den überhaupt für unsern Gegenstand wichtigen, an neuen Gesichtspunkten überaus reichen Aufsatz von G. Rümelin „Altwürttemberg im Spiegel fremder Beobachtung“ in den Württembergischen Jahrbüchern, Jahrgang 1864, Stuttgart 1866, S. 262—355, wo Nicolai's Reisewerk S. 296 ff. gewürdigt ist. Hinsichtlich des Abschnitts über das Stift können wir das mildere Urtheil nicht bestätigen.

der Darstellung des Stipendiums gewidmet sind, freilich mit ermüdenden Wiederholungen und sehr unnöthigen Abschweifungen. Trotz dieser Ausführlichkeit ist seine Darstellung nahezu unbrauchbar. Obwohl er im Anfang sichtlich und in überraschender Weise sich um ein billig ausgleichendes Urtheil bemüht, bis er, wie der spanische Stier durch den Anblick des rothen Tuches, S. 116 ff., plötzlich durch den Namen Schelling zu einem in seiner blinden Wuth geradezu drollig wirkenden Ausfall gereizt wird und von da nicht wieder zu ruhigem Blut zurückzukehren vermag, so sind doch schon in der ersten Hälfte die Irrthümer im Einzelnen zu zahlreich, wie es namentlich ein übler Fehlgriff des Statistikers ist, daß er die zu seiner Zeit im Stift anwesenden Stipendiaten auf 346 angibt[1] und auf diese Zahl eine ganze Reihe von Schlüssen baut, während die Frequenz des Stifts damals mit den Mömpelgartern zusammen niemals 150 erreicht hat und in dem Jahr, in dem er schreibt, sogar auf 100 herabsinkt. Vollends aber von dem eigentlichen Geist der Anstalt hat er keinen Begriff, wenn er z. B., um nur Eines von Vielem anzuführen, S. 96 meint, man denke auch bei der neuen Organisation von 1793 nicht daran, die Entwicklung der Kräfte des jugendlichen Geistes zu fördern, während doch eben die Uebung im selbständigen Denken der ausgesprochene Zweck der Institutionen war, die wir im Einzelnen kennen lernen werden. Ueberdies gibt es keinen guten Begriff von seiner wissenschaftlichen Zuverlässigkeit, wenn er eine so scharfe Beurtheilung einer berühmten Anstalt einzig auf

[1] Verführt wurde Nicolai durch den „Magisterzettel," der bekanntlich alle noch nicht definitiv angestellten Stipendiaten, also auch die Vicare und Hofmeister, zusammenfaßte, aber doch so, daß sein Irrthum kaum zu entschuldigen ist.

den einmaligen Besuch des Mittagessens gründet, ohne sich nur die Mühe zu geben, die Stipendiaten in ihren Zimmern, in den Repetitionen u. s. w. selbst aufzusuchen, und wenn er keine Veranlassung findet, den Ursachen der unläugbaren Erfolge des Stifts nachzuforschen, welche nach seiner Darstellung schlechthin unverständlich bleiben. Daß im Uebrigen viele von seinen Ausstellungen berechtigt sind, wird sich aus dem Folgenden ergeben.

Im entgegengesetzten, allzu günstigen Sinne gehalten, wenn auch einzelne Mängel nicht verschweigend, ist Balthasar Haugs „Nachricht von dem Zustand des Herzoglichen theologischen Stipendiums in Tübingen“ in seinem Werke: „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben,“ Augsburg 1781, S. 701—718.

Dagegen kann man es als einen Beweis für das unscheinbare und geräuschlose Wirken des Stifts betrachten, daß die in pädagogischen Dingen leidenschaftlich erregte Zeit die eigenthümliche Anstalt so wenig in Schriften von jener Gattung bespricht, wie sie der Karlsschule um dieselbe Zeit in unerwünschter Menge zu Theil wurden.

Der Erste, wie es scheint, der dem Stift die zweifelhafte Ehre eines solchen Libells erwies, war jener merkwürdige Wilhelm Ludwig Weckherlin, oder wie er sich im Geniegeschmack der Zeitperiode (meist ohne Vornamen) schrieb, Wekhrlin, [1] den sein Biograph, Friedrich W. Ebeling (Wilhelm Ludwig Weckherlin, Leben und Auswahl seiner Schriften, Berlin 1869) noch über Justus Möser,

[1] Vgl. über ihn auch Gödeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Dresden 1862. S. 674 und Rümelin, Württembergische Jahrbücher für 1864. S. 289 f. Haug im Gelehrten Wirtemberg S. 252 behandelt ihn mit augenscheinlicher Gleichgiltigkeit.

den jüngern Moser, Schubart und Schlözer stellen zu dürfen meint und von dem Fürst Hardenberg gesagt haben soll, daß die Natur Kräfte und Eigenheiten in ihn gelegt, womit ein geistiger Haushalter die dreifache Wirkung hätte hervorbringen können, jedenfalls aber eine der originellsten, wenn auch nicht erfreulichsten Figuren dieser gährungsvollen Zeit. 1739 in Bothnang bei Stuttgart als der Sohn eines Geistlichen geboren, hatte er sich in wechselnden Erfahrungen in Paris und Wien umgetrieben und führte nun in einem Wallerstein'schen Dorfe bei Nördlingen, Baldingen, als „Eremit in der Dorftenne" ein geniales Diogenesleben, in fortgesetzten Fehden mit aller Welt sich herumschlagend. Hier gab er denn auch, nachdem er schon zuvor mit einer „Reise durch Oberdeutschland" (1778) unter dem Namen Anselmus Rabiosus die Zustände seines Heimatlandes beleuchtet hatte, das „Graue Ungeheuer" heraus, eine Zeitschrift, welche von 1784—1787 zwölf Bände erlebt hat (der Druckort, nicht angegeben, war Nürnberg) und, wie Ebeling S. 33 f. versichert, von berühmten und hochstehenden Mitarbeitern bedient gewesen sein soll. Dieses graue Ungeheuer fällt nun im dritten Bande (1784) S. 294—309 in einem von Wekhrlin selbst herrührenden Aufsatze in einer Weise über das Stift her, welche uns freilich kaum berechtigen würde, hier unter den Geschichtsquellen davon zu reden,[1] wenn nicht ein

[1] Der Artikel ist nicht ohne Witz geschrieben und namentlich die damals berühmte naturgeschichtliche Beschreibung des „schwäbischen Magisters" hat einige Aehnlichkeit mit einer neuerdings wieder bekannt gewordenen witzigen Auslassung eines modernen Humoristen: „Was ist ein Magister?" fragt das graue Ungeheuer. „Ein Geschöpf in schwarzes Tuch gekleidet, mit rund verschnittenen Haaren, einem Mantel und Halskrägchen: ein Mensch, der sich auf der theologischen Laufbahn bis an die Kirchthürschwelle hinaufgebracht hat, ein Wesen, dem Thon Japets ähnlich, in das ihr drucken könnet, was ihr wollt, einen Vikar, einen Hofmeister,

Anderer durch diesen Ausfall Veranlassung bekommen hätte, seine persönlichen Anschauungen von dem Stiftsleben aus der jüngsten Vergangenheit der begierig auf derartiges gespannten Mitwelt zu verrathen.

Es ist das jener M. Karl Friedrich Reinhardt, geboren 2. Oktober 1761 als Sohn des damaligen Helfers in Schorndorf und nachherigen Dekans in Balingen, derselbe Reinhardt, der zwei Jahre später als Hofmeister nach Bordeaux gekommen, sich mit philosophischem Enthusiasmus der französischen Revolution anschloß und mit seinen girondistischen Freunden, Vergniaud und Roger Ducos nach Paris abgegangen, in der diplomatischen Laufbahn jene Stellung erlangt hat, in der er als Graf Reinhard und Pair von Frankreich, wie andererseits durch seinen Briefwechsel mit Goethe, weithin bekannt geworden ist.[1] Erinnert man sich nun des feinen und besonnenen Blickes, den er in seinen Briefen bekundet, und bedenkt man überdieß, wie gerade sein Name in der späteren Zeit mit Vorliebe als Beweis für den Satz angeführt zu werden pflegte,

einen Pfarrer, einen Professor, einen Feldprediger oder einen Diakon. Dieses Wesen ist eigentlich zu Tübingen einheimisch. Hier wohnt es bei Vierthalbhunderten in einem alten, schwarzen, verrauchten Bau beisammen, den man das Stift nennt. Man findet es aber auch einzeln auf dem Lande und sogar in Städten. Solang es in seinem Nest verschlossen ist, so ist es das absurdeste, steiffste und bissigste Ding. Drei Pedanten, unter dem Namen Professoren, füttern, waiden und gängeln es. Wenn es aber Luft kriegt, so verwandelt sichs zuweilen in ein liebenswürdiges Wesen und moquirt sich über seine ehemaligen Zuchtvögte u. s. w." (S. 294.)

[1] Man vergleiche über Reinhardt neben den württembergischen Magisterbüchern die treffliche Studie von G. E. Guhrauer in Raumers historischem Taschenbuch, Jahrgang 1846, S. 187—275, den Aufsatz von Wilhelm Vollmer „Ueber K. F. Reinhardt und Schiller" in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 16. und 17. Juli 1875 und Adolf Wohlwill, Reinhard als französischer Gesandter in Hamburg und die Neutralitätsbestrebungen der Hansestädte in den Jahren 1795 bis 1797. Separatabdruck aus den Hansischen Geschichtsblättern, Jahrgang 1875. Leipzig 1876. S. 17 ff.

daß aus einem Stiftler alles werden könne, so wird man einem Urtheil von ihm, auf fünfjährige Erfahrung begründet, gewiß zum voraus achtungsvolle Aufmerksamkeit zuwenden.

Erschienen ist die Arbeit in dem Schwäbischen Museum. Erster Band, Kempten 1785, herausgegeben von einem andern württembergischen Literaten, einem Altersgenossen Reinhardts, Johann Michael Armbruster, der 1761 in Sulz am Neckar als Sohn eines Metzgers geboren, mit vierzehn Jahren in die Karlsschule kam und, von dem Herzog zur Gärtnerei bestimmt, in der That nach vier Jahren, 1. November 1779, als Gärtner nach Hohenheim versendet wurde, dann aber plötzlich bei Lavater als Amanuensis auftaucht, wie er denn auch von Zürich Oktober 1785 die Vorrede zu dem ersten Band seiner Zeitschrift datirt.[1] Dieser enthält von Reinhardt eine ganze Reihe von Beiträgen (z. B. ein Feenmärchen im Wieland-schen Geschmack, Zobeïde), von denen zwar nur einer, Uebersetzungen aus dem Italienischen, unterschrieben ist (mit dem Armbruster'schen Beisatz: „Wie viele Almanachsdichter wiegt der einzige Reinhardt auf? Und Vaterland Schwaben! Er ist dein Sohn! Kenn ihn!") Auf Seite 235—292 finden sich nun dort „Einige Berichtigungen und Zusätze, den Aufsatz im grauen Ungeheuer Nro. 9: über das theologische Stift in Tübingen betreffend." Dieser Arbeit wird gewöhnlich (namentlich auch von Guhrauer a. a. O. S. 208) die entscheidende Wendung in Reinhardts Leben zugeschrieben, indem er durch den Hinweis auf die Folgen dieser freimüthigen Kritik seine Eltern bestimmt habe, ihre Zustimmung zu seiner Entfernung aus Württem-

[1] Ueber Armbruster vgl. Wagner, Geschichte der Hohen Karlsschule I, 479 und Haug, Gelehrtes Wirtemberg S. 203.

berg zu geben. Es mag dieß richtig sein. Daß ihm aber in Wahrheit jene Kritik im Urtheil seiner Vorgesetzten nicht geschadet hat, ergibt sich aus den „Inspektoratamtlichen Berichten," in denen sich Reinhardt verschiedenemale mit Auszeichnung genannt findet, z. B. bei den Vorschlägen zu Repetentenstellen unter dem 21. April 1788: „In Betracht kommt 1) M. Karl Friedrich Reinhardt, von Schorndorf, welcher in Rücksicht auf Naturgaben, Fleiß und Geschicklichkeit während seines Aufenthalts im herzoglichen Stipendio sich vortheilhaft ausgezeichnet hat, aber sich dermalen mit E. H. D. gnädigster Erlaubniß vom 20. April 1787 als Parastat zu Bourdeaux befindet, ohne daß es uns auf irgend eine Art bekannt wäre, wiefern bei der weiten Entlegenheit seines nunmehrigen Aufenthaltes auf denselben Rücksicht zu nehmen sein möchte."

Allerdings ist die Kritik, die er in jenem Aufsatz übt, freimüthig genug. Ihre Tendenz geht am besten aus der Schlußbemerkung hervor: „Dies sind einige Züge von der gegenwärtigen Verfassung einer Anstalt, welche alle Anlage hat, die einzige in ihrer Art und die vortrefflichste zu werden. Im ganzen protestantischen Deutschland findet man das Kirchengut nicht so gut erhalten und zu so lobenswürdigen Zwecken angewendet, wie in Württemberg. Nirgends in Deutschland existirt mehr ein Stift wie dieses nach seinem ganzen Umfang und nach seiner ganzen Absicht, wo von den ersten Jahren an alles unter der Aufsicht des Staates zusammenhängt und einander in die Hände arbeitet, um die brauchbarsten Volkslehrer zu bilden, und dies ist für mein Vaterland große Ehre. Aber nirgends existirt auch mehr in protestantischen Ländern eine Anstalt von einer noch so ganz mönchisch-despotischen

äußern und innern Verfassung, und dies ist keine Ehre für mein Vaterland. Ich bin nicht der Meinung des großen Bilfinger, daß man diese ganze Verfassung aufheben und zertrennen solle. Der Plan, einen gewissen esprit de corps zu gründen, ist zu schön und zu tief angelegt, und seine recht geleiteten Folgen sind zu wohlthätig, als daß man ihn ohne irgend einen Versuch einer radikalen Verbesserung so ganz aufgeben und nicht trachten sollte, sie dem Geist der Zeit gemäß umzubilden. Man müßte freilich von unten anfangen, man müßte die Trivialschulen umformen, man müßte dem Unfug der Pedanterie in den niedern Klöstern steuern, man müßte — o! was müßte man nicht alles thun, und Württemberg könnte durch diese einzige Anstalt in Rücksicht auf seiner Bewohner Aufklärung und Glückseligkeit das erste Land im deutschen Reiche werden."

Der Aufsatz ist scharf und in pikanter Weise geschrieben — von Canz z. B., dem früheren Ephorus, einem Hauptvertreter der Wolff'schen Philosophie in Tübingen[1] (1739 bis 1753) und seinem Versuch, Philosophie und Theologie zu vereinigen, bemerkte er: „Unglücklicherweise richtete er die Philosophie nach der Dogmatik, d. h. die Sonne nach der Wanduhr" — und in verschiedener Hinsicht ist seine Auffassung sehr interessant; namentlich gibt er über eine Reihe von damaligen Eigenheiten, die sich sonst nirgends erklärt finden, genügenden Aufschluß,[2] und in der nach-

[1] Klüpfel, Geschichte der Universität Tübingen. S. 154 ff.

[2] Auch für die Klosterschulen findet sich dankenswerthes Material, und es mag für Hölderlin hier nachgetragen werden, daß, wie der Leser wohl schon aus der obigen Darstellung theilweise geschlossen hat, das Kloster Maulbronn damals vor allen andern durch große und auffallende Liberalität in der Behandlung der Alumnen sich auszeichnete (Schwäbisches Museum 1, S. 261), während

folgenden Darstellung sind Reinhardts Angaben vielfach berücksichtigt. Doch ist die Objektivität dieser Berichte leider durch eine gewisse persönliche Verbitterung getrübt, und die bei jeder Gelegenheit wiederkehrende Polemik gegen den damaligen Ephorus Schnurrer stimmt nicht mit dem Eindruck zusammen, den man aus den übereinstimmenden Zeugnissen der Zeitgenossen und namentlich aus den zahlreichen und für ein sicheres Urtheil völlig ausreichenden Akten gewinnt.

Wenn nun die von Reinhardt geforderte Reform der Anstalt in der That, wie wir sehen werden, einige Jahre später erfolgte, freilich nicht in dem seinen Ansichten entsprechenden Umfang, so ist es interessant, für die Wirkungen dieser und der weiter sich anschließenden Veränderungen, welche doch immer den Grundcharakter des Stifts unverletzt erhielten, auch Urtheile aus einer späteren Periode zu vergleichen, unter denen wir besonders die beiden sehr viel günstigeren von Fr. Vischer und D. Fr. Strauß hervorheben, obgleich die Zeit, auf welche sie sich beziehen, fast ein Menschenalter hinter derjenigen liegt, welche uns beschäftigt: jenes in dem bekannten und für unsern Gegenstand vielfach interessanten Aufsatz „Dr. Strauß und die Wirtemberger“ in den Hallischen Jahrbüchern, Jahrgang 1838, Nr. 57—69 und Nr. 136—140, ganz besonders S. 542—550, dieses in Strauß' Christian Märklin, ein

auf der andern Seite Denkendorf im Ruf einer geistlos kleinlichen Pedanterie stand und besonders von dem Prälaten Erbe S. 264, 265 Beispiele von widerlicher Gewissensquälerei erzählt sind, welche, wie es scheint, gerade in die Zeit von Hölderlins Aufenthalt fielen. — Auch in den Inspektoratsakten des Stifts ist verschiedenemale davon die Rede, daß die Novitii freiere Gewohnheiten von Maulbronn mitbringen, z. B. ganz allgemein das Rauchen, „welches dort die Luft zum Bedürfniß mache.“

Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart, Mannheim 1851, besonders S. 27 ff.

Indeß, so schätzbar immerhin die bisher bezeichneten Quellen sind, so konnte doch ein zuverlässiges Urtheil über den Zustand des Stifts in den Jahren, in welchen Hölderlin, Hegel und Schelling ihm angehört haben, nur auf die Durchsicht der unmittelbaren Urkunden begründet werden, und ich danke es der Liberalität der hohen Behörden, daß mir dies im vollsten Maße zu Theil wurde.

Wenn mir nun aus den ehrwürdigen Schränken der Stiftsregistratur neben den Zeugnißtabellen, den „Carentengattern“ und andern laufenden Verzeichnissen, vorzugsweise die Protokolle des Inspektorats und ebenso die Berichte desselben, welche beide Quellen ich für das Jahrzehnt von 1787—1796 vollständig benützt habe, von Wichtigkeit waren, so wurde mir meine Aufgabe doch in ganz besonderem Maße erleichtert durch eine der Registratur der K. Ministerialabtheilung für Gelehrten- und Realschulen zugehörige, höchst bemerkenswerthe Urkunde: „Tabellarischer Extrakt aus dem unterthänigsten Gutachten des Herzoglichen Geheimen Raths-Collegii und Herzoglichen Consistorii, den Votis einzelner Glieder Herzoglichen Consistorii und den gutächtlichen Aeußerungen des Kanzlers, der Superattendenten und des Ephori, die bessere Einrichtung des theologischen Stifts zu Tübingen betreffend.“

Herzog Karl, der, wie wir bereits wissen, in dem letzten Theil seiner Regierung dem Stift seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, wie er denn bei dem Jubelfest der Universität vor hundert Jahren dem Stipendium einen eigenen Tag widmete (vgl. die Beschreibung des dritten Jubelfestes S. 95 und 99 ff.), überzeugte sich mehr und

mehr von der Nothwendigkeit eingreifender Reformen. Am 30. Januar 1790 prüfte er mit einer Konsistorialkommission und dem leitenden Staatsminister v. Uxkull aufs Neue die Anstalt in allen ihren Theilen und erklärte darauf hin, daß mit dem Umbau der alten, zum Theil baufälligen Gebäude die Einführung neuer Statuten und einer den Zeitumständen gemäßeren Einrichtung Hand in Hand gehen solle.

Dem Inspektorat wurde sofort ein umfassender und die verschiedenen Hauptseiten, die wissenschaftliche, disziplinarische und ökonomische, in übersichtlicher Gliederung bis ins unbedeutendste Detail verfolgender Frageplan vorgelegt. Nachdem sodann diese Gutachten des Ephorus und der beiden Superattendenten dem Kanzler, dem Konsistorium und dem Geheimenrathskollegium zu weiterer eingehender Behandlung vorgelegt worden waren, und auch von Seiten einzelner Mitglieder dieser Kollegien noch eine besondere Beleuchtung erfahren hatten, ließ sich der Herzog das gesammte Material in der bequemen Uebersicht jenes „Tabellarischen Extrakts“ (in Großfolio auf dem stärksten Papier) zusammentragen, um nun in der letzten der Rubriken „Resolutio Serenissimi“ überschrieben, zu jedem einzelnen Punkt mit dem breiten und entschiedenen Zug seiner Hand die endgiltige Entscheidung zu geben.

Ist hier auf Seiten des Herzogs nicht bloß die ausgezeichnete Sorgfalt, mit der er die ihm theure Sache bis auf den Grund zu durchdringen bemüht ist, sondern auch, soweit seine persönlichen Liebhabereien und Vorurtheile, namentlich auf dem Gebiete der „akademischen Freiheiten“ nicht berührt werden, die scharfblickende und praktische Art der mit scharfer Bestimmtheit gegebenen Entscheidungen

bemerkenswerth, so gibt das interessante Aktenstück zugleich den klarsten Aufschluß über die damals neben einander hergehenden Strömungen in den maßgebenden Behörden.

Der konservative Standpunkt, der namentlich von den bisherigen Beschränkungen der Freiheit möglichst wenig aufgeben wollte und die Heilung der Schäden vielmehr in konsequenterer Strenge suchte, war durch das Gesammtvotum des Konsistoriums und noch mehr das spezielle seines Direktors, Adolf Karl Maximilian Ruoff (seit 1788) vertreten, der entgegengesetzte aber mit großem Freimuth und zum Theil überraschender Unbefangenheit des Blicks von dem jungen weltlichen Konsistorialrath Eberhard Friedrich Georgii, geboren 18. Januar 1757, der in ungewöhnlicher Jugend 1788 zum Kirchenkastensadvokaten ernannt, vermöge dieser wichtigen Stellung zugleich Regierungs-, Kirchen- und Konsistorialrath war, derselbe, in dessen Hause später Schelling, von dem Präsidenten Wangenheim angeregt, im Sommer 1810 jene dialogischen Vorträge hielt, deren Abriß wir aus seinem Nachlaß mitgetheilt erhalten haben, welche durch das Hervortreten des theosophischen Standpunkts eine nicht unbedeutende Stelle in der Gesammtentwicklung des Philosophen einnehmen (vgl. Kuno Fischer, Schellings Leben, S. 208 ff.); ein Ehrenmann von großer Charakterstärke, den Pahl in seinen „Denkwürdigkeiten," Tübingen 1840, S. 406, als „den letzten Württemberger" gepriesen hat.[1]

Wir gewinnen den raschesten und sichersten Einblick in

[1] Er starb als Obertribunalpräsident 13. April 1830. Man vergleiche über ihn: v. Georgii-Georgenau, Sammlung von Lebensbeschreibungen, Briefen und sonstigen Urkunden, betreffend die Georgii'sche Familie. Zugleich Beiträge zur Geschichte Württembergs und Deutschlands. Stuttgart 1876. S. 81—92 und S. 171—179.

den Gegenstand, mit dem wir uns beschäftigen, wenn wir zunächst die in diesen Gutachten entwickelten allgemeinen Gesichtspunkte in Kürze bezeichnen.

In der Fundamentalfrage über die Nothwendigkeit einer gründlichen Erneuerung des Stifts ist alles einig, zugleich aber auch darin, daß die ins Publikum gedrungenen Darstellungen der Schäden, was sich wohl namentlich auf die oben berührten Aufsätze bezieht, sehr übertrieben seien. Die resolutio Serenissimi über diesen Punkt lautet wörtlich: „Die möglichst vollkommene Wiederherstellung der moralischen, sittlichen (wissenschaftlichen?) und äußerlichen Ordnung seye S. F. D. aus vielerlei Betracht sehr am Herzen gelegen, als Regent aus Pflicht, als Landesvater aus Neigung. Diese beiden Verhältnisse würden sich in allen nachstehenden Punkten die Hände bieten, und dadurch besichert sich Serenissimus, daß für die Zukunft etwas Gutes herauskommen werde. Den jetzigen Zustand des Stipendii betrachten S. F. D. als ein wankendes Gebäude, dem man mit Ernst und Nachdruck entgegenkommen müßte und dieses soll geschehen."

Die „Gebrechen" selbst finden sich am schärfsten in dem Separatvotum Georgii's verzeichnet. Die Anschauung des Wissenschaftlichen führt er auf: „Eckel vor dem soliden, mühsamen Studio, oberflächliche Kenntnisse, Journalengelehrsamkeit, Verachtung der Theologie, Hang mit heterodoxen Meinungen zu prahlen, ohne sie geprüft zu haben." In Ansehung des Sittlichen: „Erschlaffung und Trägheit, Hang zu Frivolität und Wohlleben, Geringschätzung der Gesetze, Unbotmäßigkeit, falscher Freiheitssinn, Mangel an praktischer Lebensklugheit, wenig Lebensart, entweder Blödigkeit oder Dreistigkeit, Abneigung gegen den

geistlichen Stand, Wunsch, das nicht zu sein und zu scheinen, was man ist und sein sollte.“ Mit welchem Votum Georgii's sich denn auch Serenissimus einverstanden erklärt, „so wenig, fügt er bei, in der Folge dessen Anträge im Ganzen genommen bei Höchstdenenselben Eingang gefunden.“

Unter den „Quellen“ der Gebrechen hatt Georgii den Muth, neben dem Geist des Zeitalters, der Revolution in den Ansichten der protestantischen Theologie und Aehnlichem, auf den verwahrlosten Zustand der Universität überhaupt hinzuweisen, deren Zerfall mit dem des theologischen Stipendiums aufs Genaueste zusammenhänge, auf die ungenügende Besetzung der Fächer insbesondere in der philosophischen Fakultät, wo die zur Bildung des Geschmacks nöthigen Vorlesungen gänzlich fehlen u. s. w.

In der That waren diese durch die Begünstigung der Karlsschule hervorgerufenen Mängel so offenkundig, daß auch das Konsistorium und der Geheimerath sich für „Maßregeln zur Wiederherstellung des Flors der Universität“ aussprachen. Der Herzog läßt diese Rubrik leer.

Als „besondere Quellen und Ursachen“ werden angeführt: Die Abneigung vor dem geistlichen Stand und die von den Eltern und Verwandten erzwungene Ergreifung dieses Berufs, wobei der Herzog hinzufügt: „Ein gezwungener Theolog ist gewiß ein dem Staat schädlicher Mann“; sodann die üble Erziehung zu Haus und in den niedern Schulen, was dem Fürsten Veranlassung gibt, „aus landesväterlicher Pflicht zu bemerken, daß die Schulmeister im Herzogthum eine große Verbesserung bedürfen;“ ferner die allzuspäte Anstellung der Theologen, was durch Verringerung der Aufzunehmenden beseitigt werden soll; endlich die

leidige Erfahrung, daß so viele schwache Subjekte aus den niedern Klöstern kommen, weßhalb auch bei diesen eine gründliche Reform vorgenommen werden soll.

Vom Ephorat aus wird noch besonders geltend gemacht, daß der Ephorus zugleich Universitätsprofessor sei, und wegen dieser disparaten officia nicht für alle Unordnungen stehen könne. Der Konsistorialdirektor hält es für bedenklich, diese Verbindung zu lösen, der Herzog aber meint: „Ephorus soll ein Mann sein, der sich ganz seinem wichtigen Amt widmen kann; in einer Verbindung mit der Universität ist es gut, wenn er quoad honores stehen bleibt, doch so, daß er dabei keine Zeit verliere. Vom Ephorat — wenn man mit ihm zufrieden ist — zur Prälatur: das versprechen S. F. D."

In dem Kapitel von den „allgemeinen Grundsätzen, nach welchen bei der Reformation des Stipendii zu verfahren," ist es nun Georgii, der mit Entschiedenheit den Gesichtspunkt geltend macht, daß „das Stipendium nicht ein bloßes Ernährungs- und Unterhaltungsinstitut, sondern daß es zugleich Erziehungsinstitut sei." Wenn er aber hiebei andeutet, daß die richtige Erziehung eine Erziehung zu vernünftiger Freiheit sei und hiebei dem Geist des Zeitalters in Etwas nachzugeben sei, daß zwar Gestattung völliger Freiheit ebensowenig räthlich als ausführbar sei, daß man aber suchen müsse, eine glückliche Mittelstraße zu treffen, so erkennen wir aus dem energischen Betonen der Ordnung in der Antwort Serenissimi sofort, daß bei den „besondern" Vorschlägen zu Reformen sich zwei entgegengesetzte Standpunkte begegnen müssen, wie sich dies denn im Weitern ergeben wird.

Schon aus dem Bisherigen erkennen wir, daß der

Eintritt unserer drei Freunde in die ungünstigste Periode fiel: es war eine Zeit des unfertigen Uebergangs, man wußte, daß die alten Gesetze nicht mehr bleiben würden, man glaubte sich darum nicht an sie gebunden, und doch waren die neuen Formen noch nicht da, noch nicht einmal zu erkennen. Auf der andern Seite haben aber solche Zeiten in ihrer Gährung etwas Erregendes, und wir empfinden, daß besonders für Hegels ruhig langsames Wesen ein solches Element von förderndern Bedeutung werden konnte.

Suchen wir nun, nachdem wir aus diesen allgemeinen Bemerkungen eine Vorstellung von dem Stift überhaupt gewonnen haben, uns ein genaueres Bild von der eigenthümlichen Form dieses Zusammenlebens zu bilden.

Am Fuße der rebenumgürteten Höhe, welche die alte Feste Hohentübingen trägt, hart an der Neckarhalde, welche der letzten Stufe des Berges entlang sich hinzieht, in dem Raume zwischen Berg und Fluß hatten einst die Augustinermönche ihr Kloster gebaut, auf schöner Stelle gewiß: drunten vor der Mauer des Klostergartens der rasch hingleitende Fluß mit seinen Uferweiden, thalaufwärts die grünen Wiesengründe, von dem schöngeformten Vorsprung des Spitzbergs abgeschlossen, thalab die hellschimmernde Straßenzeile mit der Stadtmauer davor bis zur steinernen Neckarbrücke und dem bekrönenden Oesterberg, gegenüber aber, in breiter Fläche sich öffnend, das Steinlachthal und dahinter über den waldigen Kuppen der näheren Höhen die duftigen Ketten der Alb und besonders hervortretend die freundliche Form des Berges, den die Salmendiger Kapelle ziert.

Das alte Kloster hatte zwei parallele Flügel, durch einen Kreuzgang verbunden: der hintere, an den Berg

gelehnt, aber durch einen tiefen Graben von der höher liegenden Gasse getrennt, enthielt die Kirche, mit dem Chor gegen Morgen gewendet, der andere mit dem Refektorium und den Zellen darüber zog sich dem Neckar entlang. So war der Bau beschaffen, als er das Stipendium aufnahm. Bald wurde er zu klein befunden. Noch im sechzehnten Jahrhundert (1560) setzte man über die Mauern der Kirche und die Gerölle des Chors einen mächtigen Bau von zwei hochragenden Stockwerken, der so gewaltig über dem Hof emporstieg, daß die Bewohner der obern „Sphäre" — so hießen die Gänge — 99 Stufen zu ersteigen hatten.

Eine zweite Erweiterung, hundert Jahre später (1668), betraf den vordern Bau und gab auch diesem zwei Stockwerke, welche über dem Speisesaal, Communität genannt, aufgeführt wurden, während der Dachraum, Rattensphäre genannt, für Kammern und Schlafsäle, namentlich den großen „Ochsenstall" bestimmt war und die unzähligen „Klostertruchen" beherbergte, welche zugleich als Koffer und Kasten dienten. Querbauten, gegen Ost und West gerichtet, setzten den „neuen Bau" mit dem höheren Hinterbau in Verbindung.

Diese Bauten, für die damalige Zeit nicht kärglich behandelt, waren nun aber nach wieder hundert und mehr Jahren, zu der Zeit, um welche es uns zu thun ist, in einem ziemlich verwahrlosten Zustand und verlangten dringend nach einer gründlichen Verbesserung, welche ihnen denn, während des Aufenthalts unserer Freunde, im Jahr 1792 zu Theil wurde.

In der That läßt sich schon aus den Klagen in den Inspektoratsberichten deutlich entnehmen, wie übel die Stipendiaten daran waren, in diesem alten, „finstern, winke-

lichten und an Bequemlichkeit, Heiterkeit und Reinlichkeit äußerst unvollkommenen Gebäude."

Ganz abgesehen davon, daß die räumlichen Verhältnisse nicht gestatteten, den Repetenten ihre Zimmer neben den Stipendiaten anzuweisen, welche unter ihrer Aufsicht standen, war eine besondere Kalamität, daß nur 14 heizbare Stuben bestanden. Daraus ergab sich der große Unterschied zwischen Sommer und Winter, zwischen den „Musäa" und den Winterstuben. Dieser Museen waren nicht weniger als 45 von verschiedener Größe und Lage, welche denn von den „Magistern" einzeln oder zu zwei und drei okkupirt wurden, wobei sie mitunter aus besonderer Vorliebe oder der Dienstleistungen halber einen novitius mit ankommen lassen mochten.

Aber dieses Bild änderte sich mit einemmale, wenn die Kälte einbrach. „Des Winters sitzen sie, heißt es in dem Inspektoratsbericht vom 11. Mai 1789, dem größern Theil nach so gedrängt beisammen, daß mancher nicht weiß, wie er einen Brief schreiben soll, ohne daß ein anderer darein sähe, daß der eine am Ofen von der Hitze geplagt wird und der andere am Fenster friert, daß der eine hinter dem Ofen nicht Licht genug hat zu lesen oder zu schreiben, und ein anderer zunächst der Thüre von jedem Aus- und Eingehenden Beschwerlichkeiten leidet. Dadurch wird mancher veranlaßt, sich lieber in einer kleinen Kammer in der Entfernung von Andern aufzuhalten; um der Kälte willen bedient man sich dann eines Kohlenfeuers oder errichtet gar einen eigenmächtigen, gefährlichen Ofen; man raucht Tabak, es finden sich Andere dabei ein und so entsteht dann auch wohl ein Spiel."

Auch den Schlafkammern wird vom Inspektorat ein

übles Zeugniß ausgestellt; sie seien durchaus ohne bretternen Boden und meistens nicht einmal gegen eindringenden Wind, Regen und Schnee hinlänglich gesichert. Die natürliche Folge sei, daß viele im Winter ihre Schlafstellen in die Musäa verlegen, was ohne Härte nicht wohl verhindert werden könne.

Wenn nun in dieser Hinsicht der Neubau, den unsere Freunde noch im Stift erlebt haben, insofern gründlich half, als er eine genügende Zahl von größeren Stuben schuf, und je zwischen zwei derselben das Zimmer des Repetenten legte, dem ihre Beaufsichtigung oblag, so ist doch schon aus den Akten leicht zu erkennen, daß die lustige Jugend, so vielfach sie über die alte Beschaffenheit geklagt hatte, doch mit der verbesserten Einrichtung wenig zufrieden war, weil sie eine Beschränkung der Freiheit bedeutete.

Denn in Wahrheit hatte in jenen äußerlich so unfreundlichen Höhlen vielfach das vorzüglichste Leben geherrscht, und wie sich der sprudelnde Humor des lustigen Völkchens schon in der Fülle der seltsamen Namen erschloß, welche den Stuben und Sphären angehängt wurden und geradezu officielle Geltung erhielten, so wurde namentlich die Zusammendrängung im Winter die Quelle des heitersten Treibens, während die stilleren Sommermuseen den Sitz jener beglückenden Jugendfreundschaften auf dem Grund gemeinsamer Studien oder gemeinsamer Lebenslust bildeten, von denen die Räume des Stifts so viel zu erzählen wissen. Selbst noch im verblaßten Gewande der Inspektoratsprotokolle tritt das besondere Gepräge des Stiftshumors in einer Weise hervor, bei der man den lebhaften Eindruck gewinnt, daß hier selbst über das ernste Antlitz der würdigen Herren Inspektoren ein leises Lächeln gezogen ist.

Noch in unsere Zeiten herab hat sich die Tradition von einem an der geheiligten Würde des Repetentenkollegiums verübten Frevel forterhalten, durch den unser Hölderlin und Hegel, eben erst in diese wunderbare Welt hereingetreten, vielleicht den ersten Eindruck von ihrer eigenthümlichen Art gewinnen mochten. Unter dem 28. November 1788 berichtet darüber das Inspektoratsprotokoll: „Als am 14. d. M. die Repetenten auf der Kanzleistube des Abends den gewöhnlichen sogenannten Martinigansschmaus angestellt hatten, so ward die Person, welche die gebratene Gans von der Küche herauf zu Tisch bringen wollte, nebst einer andern, die mit einer Laterne leuchtete, auf der Sachsensphäre von einigen vermummten Personen plötzlich angehalten, und nachdem die beigehende Laterne zerschlagen worden, der gebratenen Gans mit Gewalt beraubt. — — So sehr wir nun wünschten, daß dieser Muthwille nicht ungestraft dahingehen möchte, indem, ohne auf den unmittelbaren Gegenstand desselben zu sehen, zu befürchten ist, es möchten dergleichen Vermummungen in dem bei Nacht nirgends erhellten Gebäude mehrmals versucht und zu noch bedenklicheren Thätigkeiten angelegt werden, so sind wir doch bis jetzt nicht im Stande gewesen, einige sichere Kenntnisse aufzubringen, auf welche sich eine weitere Untersuchung dieses Vorfalls mit einiger Aussicht auf einen sichern Erfolg nur einigermaßen anstellen lassen könnte.“ Die Frevler wurden auch in der Folge nicht entdeckt, die Sache selbst aber ward Veranlassung, daß mit der Reorganisation des Stifts auch eine Beleuchtung der Gänge eingeführt wurde.

Ein guter Theil dieses Stiftshumors wird freilich unsere Freunde selbst in ihrem Noviziatsjahr betroffen haben:

fünf Promotionen, je von 20—30 Kandidaten, waren im Stift beisammen, nächst den novitii die candidati, gewöhnlich Complenten genannt, dann die drei Magisterpromotionen: die neuen, die mittlern und die alten Magister. Nun war der Pennalismus im Stift allerdings schon seit geraumer Zeit sehr gemäßigt, und gerade dem Schnurrer'schen Ephorat wird das Verdienst zugeschrieben, ihn völlig verbannt zu haben, während noch in den Statuten von 1752 der Paragraph über die Novitii vorgekommen war: „ihren übrigen officiis sowohl beim Essen, durch Ziehung des Blasbalges zum Gesang, als auf der Winterstube durch Verrichtung des Morgen- und Abendgebets, neben Lesung eines Kapitels aus der heiligen Bibel in fonte (im Grundtext), räuchern,[1] vorzünden, Wasser holen, Feuer schüren, Beobachtung der Stunden — sollen sie fleißig und unklagbar abwarten" u. s. w. (Reyscher, Gesetzsammlung XI, 2, S. 231), eine Stelle, welche, wie Schnurrer S. 528 versichert, schon lange nicht mehr vorgelesen wurde, weil sie den feierlichen Akt der Statutenverlesung durch lachende Heiterkeit gestört hätte. Jene niedern Dienstleistungen wurden schon längst von „Jungen" aus der Stadt besorgt, welche mit der Einführung der neuen Statuten durch regelmäßige Diener ersetzt wurden. Doch sieht man auch aus Reinhardts Schilderung S. 266, daß die Novitii noch manche Obliegenheit hatten, deren Grund theils in der Bequemlichkeit der Herren Magister, theils in dem pädagogischen Bestreben lag, sie in der Demuth zu erhalten.

[1] Nach der Gesundheitslehre jener Zeit ein höchst wichtiger Punkt und oft hervorgehoben, z. B.: „Auf Stuben, wo so Viele beisammen wohnen, die Luft rein zu erhalten, muß täglich verschiedene male geräuchert werden." Zustand der Wissenschaften in Schwaben, S. 708.

Ein entschiedener Mißstand waren die „Famuli.“ Es war dies ein bedauernswerthes Geschlecht, meist aus Tübinger Bürgerssöhnen bestehend, welche im Stift neben niedern Verrichtungen aller Art, Auftragen des Essens u. s. w., zugleich die Aufgabe hatten, alle Verfehlungen der Stipendiaten, Versäumnisse in den Lektionen, der Kirche, verspätetes Erscheinen bei Tisch, am Thor und Aehnliches zu notiren und dem repetens hebdomadarius anzuzeigen. Nebenher sollten sie selbst von den Lektionen profitiren und durch Privatarbeit sich fähig machen, mit der Zeit als Kollaboratoren oder Präceptoren in den Schuldienst zu treten. Gewiß, eine unglückliche Vereinigung von Aufgaben, welche auf den sittlichen Charakter keinen guten Einfluß üben konnte. Um ihrer Stellung willen von den Kandidaten geringschätzig behandelt, hatten sie doch zugleich vielfache Gelegenheit diesen zu schaden, und wenn in Konfliktsfällen das Ephorat dem Zeugniß des beeidigten Dieners mehr glaubte als den Angaben des betheiligten Stipendiaten, so läßt sich die üble Wirkung auf unabhängige Naturen denken. So sind denn die Famuli die hauptsächliche Quelle der Klagen: alle Urtheile der Fremden und Einheimischen weisen auf sie als Krebsschaden hin, und in dem Konsistorialvotum hält Griesinger geradezu „das gänzliche Abschaffen der Famuli als eines großen Fleckens im Institut“ für unumgänglich nöthig. Trotzdem kam es nicht zu dieser radikalen Heilung; man begnügte sich im Wesentlichen damit, ihnen die niedern Dienste abzunehmen und erwartete die Verminderung der Konflikte von der bestimmteren Fassung der neuen Gesetze und den größeren Freiheiten, welche den Stipendiaten eingeräumt würden.

Einer der glücklichsten Gedanken in der Organisation

des Stifts und ohne Zweifel eine der wesentlichsten Ursachen seiner Erfolge ist das Repetenteninstitut. Ursprünglich aus der ältesten Promotion selbst genommen, wurden sie seit geraumer Zeit erst zwei, drei Jahre nach ihrem Abgang aus dem Stift berufen, reif und gesetzt genug, um durch Persönlichkeit und wissenschaftliche Begründung den Stipendiaten gegenüber sich Auktorität zu verschaffen, und doch im Alter ihnen noch nahe genug, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Es bedarf keiner Ausführung, wie fruchtbar sich diese Einrichtung für die Erreichung der höchsten Ziele des Instituts gestalten ließ; aber alles kam, wie auf die glückliche Auswahl der Persönlichkeiten, so auf die richtige organisatorische Gestaltung des beiderseitigen Verhältnisses an.

In persönlicher Beziehung lagen die Dinge für unsere drei Freunde nicht ungünstig: eine Reihe von begabten Köpfen und interessanten Individualitäten zierte das Kollegium, wie z. B., um nur die hervorragendsten zu nennen, Heinr. Eberhard Gottlob Paulus, von dem wir bereits gesprochen haben, Karl Philipp Conz, der bekannte Dichter und Philolog, Ernst Gottlieb Bengel, das energische Haupt der Tübinger theologischen Fakultät nach Storrs Tode, Friedr. Gottlieb Süskind, seiner Zeit der Nachfolger Storrs auf dem Lehrstuhl der Dogmatik und langjähriger Direktor des Studienraths, Johann Friedrich Gaab, der zwanzig Jahre später selbst Ephorus wurde; auch der nachmalige Prälat Dapp und der bekannte, charaktervolle Prediger Dann, sowie Karl Immanuel Diez, ein „Kantischer enragé,“ wie ihn Leutwein in seinen Mittheilungen (Jahrbücher der Gegenwart 1844, S. 678) nennt, mögen noch aufgeführt werden.

Tennemann's Manual –

Trotzdem finden wir die Drei mit den Repetenten wenig in persönlicher Beziehung, Hölderlin ist durch gemeinsame Liebe zur Poesie und zum Griechenthum mit Conz in Verbindung, bei dem er auch ein Kolleg über Euripides hört, Schelling scheint mit Süskind im Verkehr gestanden zu sein, dessen Bruder sein Kompromotionale und Stubengenosse war; von dem überhaupt in geselliger Hinsicht seine eigenen Wege liebenden Hegel ist nichts dieser Art bekannt, und auch den Beziehungen der beiden Andern wird nicht jene Bedeutung zugesprochen, welche ein an sich so viele Keime in sich enthaltendes Verhältniß hätte haben können.

Conz.

Die Ursache liegt wohl mit darin, daß die Repetenten im Allgemeinen damals nicht in der Stellung zu den Stipendiaten standen, welche die richtige Grundlage für gedeihliche Einwirkung gewesen wäre. Ihr Amt gab ihnen nicht die genügende Autorität, und die Kritik der jungen Leute richtete sich immer zuerst gegen sie. Die Akten enthalten zahlreiche Fälle von Mißachtung, von offener und kecker Auflehnung gegen Anordnungen derselben, und in einem der Gutachten findet sich sogar der Vorschlag, beim Stiftsessen „einige Famuli oder Bediente auf gewisse Plätze zu stellen, um die auf- und abgehenden Repetenten vor Mißhandlungen, zum Exempel durch Werfen von Brodkugeln u. s. w. zu schützen." Unser „summarischer Extrakt" bezeichnet es auch als eine der wichtigsten Aufgaben der Reform, das Ansehen der Repetenten im Stiftsorganismus zu heben. Allein, da zum voraus festgehalten wurde, daß ihre Disciplinargewalt nicht erweitert werden dürfe, so blieben die Vorschläge am Aeußerlichsten stehen und erwarteten alles von den veränderten baulichen Einrichtungen,

welche sie in die unmittelbare Nähe der ihnen Zugewiesenen bringen sollte.

Die erste Maßregel, welche zur Erhöhung ihrer Autorität dienen sollte, war seltsamerweise der Vorschlag, den Paragraph der Statuten aufzuheben, der ihnen verbot, mit einem Spazierstock auszugehen, was denn auch die verschiedenen Gutachten gerechtfertigt finden; aber Serenissimi Marginalentscheidung lautet: „Stöcke zu tragen ist unschicklich für junge Leute; Statuten bleiben!“ Auch die wohlmeinende Absicht, sie dadurch auszuzeichnen, daß sie beim Essen Sessel statt der Stühle bekämen, wird dahin beschieden: „hölzerne, gute Stühle!“ Doch in einem Punkt wenigstens wird den veränderten Zeitanschauungen Rechnung getragen: Die alte Mönchskutte, den Stipendiaten längst erlassen, bezeichnet noch die Repetenten in der Form der „langen Flügelkutte,“ ja sie ist ihnen seiner Zeit geradezu „ihnen zur Ehre und Distinktion“ aufs Neue zuerkannt worden (1752). Nicolai (S. 142 f.), der einmal auf dem „Herrentrippel“ dem Essen der Stipendiaten angewohnt hat, gibt ein sehr drastisches Bild von dem wunderbaren Anblick: unten an zweihundert Kragen und Mäntel beim Essen und Trinken beschäftigt, und nun gar „die neun Repetenten, welche oben an einem runden Tische saßen, gehüllt in lange schwarze Kutten, blaß, hager, steif und ernstlich; im Grunde doch auch junge Leute, und schon so feierlich und förmlich! Gott verzeih mir's, mir fielen dabei die Rathsherren von Heilbronn im Götz von Berlichingen ein.“ Dieser mittelalterliche Rest fällt nun, sie sollen künftig nur „allzeit in schwarzer, decenter Kleidung“ erscheinen.

An keinem Punkte läßt sich so deutlich erkennen, wie wenig das Stift damals die in seinem Organismus

liegenden und durch den Geist seiner Einrichtungen an die Hand gegebenen Vortheile zu nützen wußte, wie an der Stellung der Repetenten zu den Stipendiaten auf der einen und zum Inspektorat auf der andern Seite. Statt die natürlichen Berather der erstern zu sein, erscheinen sie diesen fast nur als Aufseher oder vielmehr Aufpasser, während dies nach Ausweis der Akten nicht einmal der Fall ist, und so ist ein Verhältniß, das bei liberaler Offenheit hier und redlichem Vertrauen dort die Quelle unendlich segensreicher Wirkungen werden könnte, schon in der Wurzel vergiftet. Daher kommt es denn auch, daß die Repetenten nach der andern Seite nicht leisten können, was man von ihnen sollte erwarten dürfen. Als „das Auge der Superattendenten" sind sie mit glücklichem Ausdruck in den Statuten von 1752 bezeichnet, „dazu berufen, auf den ganzen Status des Stipendiums, auf der Einzelnen studium und mores genau Acht zu geben, um den Vorstehern darüber berichten zu können." Es wäre unrecht, diese Auffassung ihres Berufs im niedern Sinne eines spionirenden Ausspähens, und nicht in dem großen Geist jener ächt pädagogischen Aufsicht zu nehmen, welche, die Erziehung freier Menschen zu ächter Sittlichkeit, zu würdigem Gebrauch der Freiheit bezweckend, sich fortgesetzt in lebendigem Kontakt mit den jungen Leuten zu erhalten, fortgesetzt die lautere Quelle des gegenseitigen Vertrauens offen zu erhalten bemüht ist und dabei allerdings auch auf das Kleine achtet, weil es Symptom des Ganzen ist, aber das Kleine als klein behandelt und ihre Zöglinge schon durch das Bewußtsein hebt, Objekt einer groß denkenden und Hohes suchenden Erziehung zu sein.

In der That, wenn das Stift nicht bloß die Wohn-

räume für Studienzwecke bieten, wenn es wirklich zugleich Erziehungsanstalt — natürlich eben im hohen und würdigen Sinne — sein sollte, so mußte die Leitung genügend instruirt und orientirt sein, einen genauen Einblick in das allgemeine Leben und Treiben der Bewohner und wenigstens die Möglichkeit haben, über der Einzelnen Individualität sich gegebenen Falls vollgiltig zu orientiren. Weder das Eine noch das Andere war damals der Fall.

Wir wählen als Beispiele solche Fälle, welche zugleich für unsern speziellen Gegenstand von Interesse sind. Man kennt die Gerüchte von der demokratischen Aufregung, die im Zusammenhang mit der französischen Revolution im Stift geherrscht haben soll; noch bis auf diesen Tag weiß die Ueberlieferung von Clubsitzungen, von Errichtung von Freiheitsbäumen u. s. w. zu erzählen. Man ist gespannt, aus den Akten das Nähere zu entnehmen, zumal da unter den Hauptbetheiligten eben die Drei, welche uns so sehr am Herzen liegen, mit großer Beharrlichkeit genannt werden. Aber es zeigt sich, daß hier niemand weniger instruirt ist, als die, von denen man es zumeist erwartet.

Unter dem 13. August 1793 ist ein Reskript vom Herzog ergangen, daß „Hochdieselben von sicherer Hand in Erfahrung gebracht, wie in dem Herzoglichen theologischen Stift die Stimmung äußerst demokratisch sein solle, besonders aber ohne Scheu die französische Anarchie und der Königsmord öffentlich vertheidigt werden;“ die Sache soll schleunigst untersucht werden. Das Inspektorat ist in großer Verlegenheit: von sich aus ist es völlig ohne Anhaltspunkt, es „bleibe nichts übrig als die Repetenten zu vernehmen, welche unter den Stipendiaten leben und mithin die Stimmung und die Aeußerungen derselben in

der Nähe beobachten können.“ So werden denn am 19. August sämmtliche Repetenten vorbeschieden und ihnen die entsprechenden Fragen vorgelegt. Die Antworten lauten dahin, daß eher das Gegentheil der Fall sei, daß man mit dem König Mitleid geäußert habe u. s. w. Es mag dies thatsächlich nicht unrichtig sein; aber aus der ganzen Verhandlung geht mit überraschender Gewißheit hervor, daß die Repetenten selbst nur auf zufällig aufgefangene Aeußerungen ihre Schlüsse bauen, daß sie aber in Wahrheit über den unter ihren Schutzbefohlenen herrschenden Geist ohne Kenntniß sind, weil sie ihnen nur in der kühlen Stellung von Vorgesetzten gegenüber stehen.

Noch bestimmter geht dieser Mangel aus verschiedenen offenen Erklärungen des Inspektorats hervor, z. B. in dem Bericht vom 3. September 1792: „Das Inspektorat ist aufgefordert, über Einzelne genau zu referiren. Es fürchtet, seinen Urtheilen und Bemerkungen nicht die erforderliche Bestimmtheit und Zuverlässigkeit geben zu können. Euer Herzoglichen Durchlaucht kann es nicht unbekannt sein, daß nach der ganzen Verfassung des Herzoglichen Stipendii unsere, sowohl der Superattendenten als des Ephori Stellung gegen die Stipendiaten nur so beschaffen ist, daß wir höchstens das äußere Betragen derselben und ihr eigentliches Stipendiatenleben, nicht aber ihren innern wahrhaft sittlichen Charakter zu betrachten vermögen, und daß wir den Fleiß nur in Rücksicht auf die Besuchung der Lektionen, viel weniger aber der Kollegien (welche nicht obligat und nicht kontrolirt waren), am allerwenigsten aber die Beschäftigung im Innern der Winter- und Sommerstuben bemerken können.“

In einem Bericht vom 15. März 1794 wird aufs Bestimmteste wiederholt, „daß bei dem besten Willen in der

uns angewiesenen Stellung gegen die Stipendiaten es eine wahre Unmöglichkeit ist, daß wir aus eigener Beobachtung und Ueberzeugung den moralischen Charakter, den Privatfleiß und den wissenschaftlichen Werth einzelner Stipendiaten bestimmen können. Was in unsre unmittelbare Ansicht kommen kann, ist nur das Verhalten der Stipendiaten gegen diejenigen Gesetze, welche die äußere Ordnung vorschreiben: der eigentliche Charakter der den Werth eines Menschen bestimmt, der Fleiß und der Grad der Geschicklichkeit kann nicht von uns in der weiten Entfernung, kann nur von den Repetenten in der Nähe beobachtet werden." Wie wenig es aber in Wahrheit auch von diesen geschäh, haben wir gesehen und finden es auch vielfach vom Inspektorat angedeutet.

Man wird nicht verkennen, daß hier ein entschiedener Mangel der Anstalt zu Tage trat, und leider ist auch in den Reformversuchen keine Einleitung getroffen, hier gründlich abzuhelfen. Die Grundfrage war offenbar, ob das Stift „Erziehungsanstalt" sein sollte, wie das Georgii'sche Votum hervorhob. Dann müßte die Stellung der Repetenten zu den Stipendiaten äußerlich eine andere Organisation, innerlich einen andern Ton und Geist gewinnen und ebenso der Leitung der Anstalt gegenüber die Auffassung ihrer Aufgabe als „Auge" des Inspektorats zur Wahrheit werden. Schien dieß aber unmöglich, sollte die Anstalt bloß den Theologiestudirenden Nahrung und Wohnraum für ihre Studien bieten, so galt es daraus die Konsequenzen zu ziehen und die Gesetze auf dasjenige einzuschränken, was zur Erhaltung der Ordnung in einem von so Vielen zusammen bewohnten Hause schlechthin unerläßlich ist. [1]

[1] Die neuen Statuten von 1793 brachten hierin einen ziemlichen Fortschritt, er ist aber unsern Freunden nicht mehr zu gut gekommen, theils weil die Sache

Die natürliche Folge dieser unklaren Halbheit war denn, daß den Uebertretungen dieser äußerlichen Ordnung, weil sie das einzige Material zur Beurtheilung der Persönlichkeit boten, selbst gegen die bessere Einsicht der Vorsteher, ein übermäßiges Gewicht beigelegt wurde — eine der hauptsächlichsten Quellen der Klagen und Beschwerden. An sich zwar waren die Strafen für derärtige Uebertretungen von leichter Art; sie bestanden in „Caritionen," d. h. in der Entziehung der mittäglichen Weinportion, oder, da diese, der schlechten Qualität wegen, selten in natura bezogen wurde, des betreffenden Geldsurrogates, woran sich dann für höhere Grade die Incarceration anschloß. Aber die Summirung jener Caritionen und ihre vierteljährliche Zusammenstellung in dem sogenannten „Carentengatter" — der officielle Ausdruck, aus quatuor entstanden — war doch in Ermangelung anderer Anhaltspunkte das Maßgebende für die Anschauung von dem Verhalten der Einzelnen, und es macht einen geradezu peinlichen Eindruck, die Inspektoren selbst in ihren Berichten und das Konsistorium in seinen Entscheidungen auf Verfehlungen, welche mit dem sittlichen Bewußtsein lediglich nichts zu thun haben, zum Theil einen Werth legen zu sehen, welcher vernünftigerweise eben nur Verletzungen von sittlichen Gesetzen zukommen kann, während sich doch beide Behörden darüber vollkommen klar sind, „daß Legalität noch keine Gewähr für Güte des Charakters bietet."

Eben dieser Widerspruch zeigt uns, daß wir es hier mit einem leidigen Residuum von den Traditionen jener Zeit her zu thun haben, welche zwischen den Forderungen

noch zu neu war, theils weil die auf größere Freiheit gespannte Jugend die Statuten überhaupt mit Widerwillen aufnahm.

der Disciplin und der Sittlichkeit, wenigstens bei Theologen, wenig zu unterscheiden gewohnt war, und im Großen und Ganzen ist eben der Charakter des damaligen Stifts überhaupt der, daß die einer vergangenen Zeit natürlichen und selbstverständlichen Anschauungen auch jetzt noch beibehalten sind, nachdem der völlig veränderte Zeitinhalt sie ihrer innern Berechtigung entkleidet hat. Gemildert ist dieser verderbliche Gegensatz dadurch, daß, wenigstens in den wichtigeren Fällen, die Praxis den Unterschied wirklich vollzieht, der von dem Bewußtsein längst vollzogen ist. Aber auch die Reform von 1793 vermochte, wie wir noch ferner sehen werden, die Konsequenzen der veränderten Anschauung noch nicht im gehörigen Maße zu ziehen. Namentlich der „Carentengatter" selbst ist es, der sich in seiner rubrikenmäßigen Anlage und der aus unvordenklichen Zeiten stammenden lateinischen Terminologie ganz als ein Rest aus vergangenen Tagen verräth. Die Hauptrubriken, den Anlaß der Verfehlung, die sedes mali, bezeichnend, sind: 1) preces, d. h. Versäumen der gemeinsamen Morgenandacht durch verspätetes Aufstehen, 2) repetitiones, 3) lectiones, 4) templum, 5) vagationes, d. h. unerlaubtes oder über die erlaubte Zeit verlängertes Ausgehen, 6) serus accessus ad portam, 7) varia, vielnamig und vielköpfig, wie die lernäische Hydra.

Reinhardt gibt (Schwäbisches Museum S. 284) die Skala dieser Caritionen an, welche so ziemlich mit der Praxis, soweit wir sie beobachten konnten, stimmt: „ob neglectum templum 4mal (d. h. Entziehung von vier Weinportionen), ob prandium 2, ob coenam 4, ob lectionem 1, ob serum ad portam 4 (das zweitemal in einem Vierteljahr Karcer), ob preces 1 oder 2, ob

lectionem libri alieni 1, ob mores indecentes 1, ob abusum panis (mit Brodkügelchen werfen) 2, ob garritum, ob sibilum, ob clamorem, ob risum, ob cachinnum 1—2, ob vagationem 1—3."

Man sieht, daß es sich fast nur um rein äußerliche Dinge handelt, welche allerdings zur Aufrechterhaltung der Ordnung mehr oder weniger nöthig sind, denen aber eben ein Einfluß auf die Schätzung der Persönlichkeit nicht beigelegt werden durfte, und wir begreifen sehr wohl, wie selbständige Naturen geradezu einen Reiz empfinden mochten, ihre Abneigung gegen die Unvernünftigkeit dieses Systems durch gehäufte Uebertretungen zu bekunden, wie denn eben um die Zeit, welche uns besonders wichtig ist, eine große Klage der Vorsteher sich darauf gründet, daß gerade die Primi der Promotionen durch übermäßige Häufung von Caritionen, namentlich durch Wegbleiben von Lektionen, vom Gottesdienst u. s. w. sich vor Andern hervorthun.

Die häufigsten Anlässe zu Strafen geben die Vorschriften über die Kleidung, über die Ausgangsfreiheit und über den Besuch der Lektionen: es waren dies eben die Punkte, gegen welche sich vorzugsweise der „immer überhandnehmende Geist der Unabhängigkeit" im Stifte auflehnte.

Als Kleidung war den Stipendiaten, nachdem die Kutte schon im Anfang des Jahrhunderts abgekommen war, ein leichter „schwarzer Mantel mit weißen Ueberschlägen" vorgeschrieben. Es war dies die herkömmliche Tracht der protestantischen Geistlichen gewesen und hatte in einer Zeit, welche den Stand auch in der Kleidung auszusprechen gewohnt war, nichts Auffallendes gehabt. Mittlerweile war aber die nivellirende Tendenz des Jahr-

hunderts besonders auf dem Gebiete der Moden und Trachten thätig gewesen, und so erschien es dem jugendlichen Bewußtsein nun als ein unberechtigter Rest aus der Vorzeit, daß sie durch diese „Anhängsel" von der übrigen Welt geschieden bleiben sollten.

Reinhardt gibt uns (S. 279) ein derbgezeichnetes Bild von einer Tübinger Schenke, „wo man die Stipendiaten zu fünfzigen und sechzigen in ihrem Ordenshabit antrifft, in der einen Hand das Bierglas und in der andern die Tabakspfeife. Eine Partie schiebt Kegel, eine Partie spielt Tarok, eine Partie flucht, eine Partie balgt sich." Demnach scheint die für die Beibehaltung der geistlichen Tracht geltend gemachte Rücksicht, daß sie den Träger stets an seine geistlichen Verpflichtungen erinnere, wenig gefruchtet zu haben. Die neuen Statuten bringen hierin keine Aenderung: wir haben uns also auch unsere drei Freunde durchaus im flatternden Mantel und im „Krägchen" vorzustellen, und wir hören gelegentlich, daß Hölderlin diese Gewandung mit einer gewissen Eleganz, Hegel aber mit entschiedener Nachlässigkeit zu tragen pflegte. Von Seiten des Inspektorats aber beginnen nun die gehäuften Klagen über die unzähligen Fälle von Verletzung der Kleidergesetze. „Die Stipendiaten," heißt es in dem Bericht vom 26. November 1794, „haben auf einmal angefangen, ohne Mantel auszugehen, nachdem derselbe ohnedieß nach und nach durch eine unmerkliche Abstufung endlich selbst so ganz unmerklich geworden ist, daß er kaum noch für ein Andenken an den alten Mantel gelten kann." Und bald darauf: „Nachdem nun der Mantel von den Stipendiaten allmählich auf einen kaum noch merklichen Streifen von Zeug reducirt worden ist, so muß nun auch der sogenannte Ueberschlag

weichen, und der jetzt eingeführten dick umwickelten Hals-binde (à la Robespierre) die Stelle räumen."

Ueber das Zweite, das sogenannte „Vagiren," lassen wir am besten den Ephorus selbst sich aussprechen. Aufgefordert, über die Ausgangsfreiheit zu berichten, sagt er 5. Juni 1790: „In den herzoglichen Recessen ist die Recreation und folglich die Freiheit, außer dem Stift zu sein, auf zwei Stunden festgesetzt, von 12—2 Uhr. Allein in Rücksicht, daß in den Häusern der Honoratiorum ein Besuch vor halb zwei Uhr für einen Stipendiaten kaum schicklich ist, hat der dermalige Ephorus von Anfang seiner Amtsführung an kein Bedenken getragen, diese Recreationszeit bis gegen drei Uhr hin auszudehnen. Des Abends fällt das Ausgehen in den sechs Wintermonaten von selbst weg, in den sechs Sommermonaten steht der Ausgang frei von dem Abendessen bis zum Thorschluß, der sich durchaus nach der (städtischen) Thorglocke richtet und in den längsten Sommertagen erst nach neun Uhr eintritt. An Sonn- und Feiertagen, sowie auch Donnerstag Vormittags kann der Stipendiat den ganzen Tag und mithin zu gegenwärtiger Zeit von Morgens fünf Uhr bis Abends neun Uhr ungehindert aus- und eingehen, wenn er sich nur zur gesetzlichen Zeit beim Speisen und in der Kirche einfindet. Donnerstag Nachmittags wird Freiheit bis gegen vier Uhr nachgesehen."

Diese Frage über die „Klausur" war eine der wichtigsten von denen, welche bei dem Reformplan verhandelt wurden. Es ist interessant, hier Georgii's Ansicht zu hören: Die Verbindlichkeit, in allen Stunden des Tags außer Rekreationen und Lektionen bei Strafe sich innerhalb des Klosters aufhalten zu müssen, sei, meint er, für den

jetzigen Freiheitssinn eine der größten Beschwerden. Es sei an sich hart für einen Jüngling von reiferen Jahren, sich wie ein Kind die Verwendung jeder Stunde vorschreiben zu lassen, unerträglich aber werde die Beschränkung für einen Liebhaber des Studiums, während sie bei dem schlechteren Theil doch ihren Zweck nicht erreiche. Er würde darum keinen Anstand nehmen, den Versuch mit gänzlicher Aufhebung des Verbots und völliger Freiheit in der Zeitverwendung zu machen, um so mehr, als ganz andere ressorts, um die erschlaffte Thätigkeit wieder zu beleben, dem Fleiß Ermunterung und der Ignoranz Schrecken zu geben, erforderlich seien, als das erneuerte Verbot des Vagirens. Doch will er sich der herrschenden Bedenken wegen für einen Mittelweg entscheiden: es sollen alle die Zeitverwendung beschränkenden Verbote aufgehoben, dagegen durch den Thorwart das Aus- und Eingehen jedes Einzelnen nach Stunde und Minute verzeichnet und diese Liste monatlich dem Repetenten der betreffenden Stube vertraut werden, der sie als adminiculans bei Entwerfung des Zeugnisses benützen möge und im Uebrigen Veranlassung nehmen werde, Einzelnen unter Umständen über ihre Zeitverwendung Vorstellungen zu machen.

Es braucht kaum hinzugefügt zu werden, daß diese Ansicht vereinzelt blieb; der Herzog erklärte sich „für die strenge Observanz, ohne," wie er mit derben Zügen der Feder beifügte, „auf das ausschweifende Votum des Regierungsraths Georgii im mindesten Rücksicht zu nehmen."

Weitaus aber der verhaßteste Punkt war der „Lektionenzwang," er ist zugleich das Entscheidende in der ganzen Reformfrage, und nirgends trafen die Geister so scharf aufeinander wie hier. Dieser Zwang war ein doppelter:

Lektionenzwang.

einmal mußte der Stipendiat gewisse Fächer, und zwar bei diesem bestimmten Docenten hören, und zweitens war er durch Strafe gezwungen, in der Vorlesung anwesend zu sein, was durch die Famuli kontrolirt wurde. Die von den (unentgeltlichen) Lektionen wohl zu unterscheidenden Kollegien waren freigegeben.

Georgii ist es wieder, der mit kräftiger Beredsamkeit und durchschlagenden Gründen die Abschaffung des Zwangs beantragt, indem er abgesehen von dem Unwürdigen desselben für Jünglinge bis zu 23 Jahren vorzugsweise hervorhebt, wie dadurch das wissenschaftliche Interesse abgestumpft und auch das Privatstudium, die Hauptsache für denkende Köpfe, durch den keimenden Widerwillen gelähmt werde. Eine viel bessere Wirkung erwartet er von einer richtigeren Beziehung der Stipendiaten zu ihren Repetenten, mit denen sie ihren Studienplan entwerfen und bei denen sie sich auch während des Gangs ihrer Vorlesungen Raths erholen sollen.

Die Sache scheint im Konsistorium, wo namentlich der Direktor, Ruoff, aufs Entschiedenste für das bisherige System eintrat, ja das Aufschreiben des Famulus nun auch noch auf die Kollegien ausdehnen wollte, zu schweren Kämpfen geführt zu haben. Das Resultat war, daß per majora die bisherige Einrichtung beibehalten wurde. Daß der Herzog, der in der Karlsschule streng über dieser Uebung hielt, sich ebenso entscheiden würde, ließ sich erwarten; er meint, „das an sich ausschweifende Votum des Regierungsraths Georgii könnte in thesi hie und da Wahrheit enthalten, die aber in applicatione hieher ganz nicht anwendbar sei."

Wir werden uns kaum wundern, wenn nun noch mehr als schon zuvor gerade die Tüchtigsten der Promotionen

durch vervielfältigte Uebertretung des Gebots ihren Protest gegen diese Bevormundung zu erkennen gaben. Und in der That hat der schon von Nicolai lebhaft ausgebeutete Kontrast, daß diese Magister trotz der ihnen feierlich zuerkannten supremi in philosophia honores noch zwangsweise Lektionen besuchen müssen, stets eines der hauptsächlichsten Angriffsobjekte gebildet, bis die Verordnung endlich (1837) aus der Welt geschafft wurde.

Man wird diesen Punkt um so auffallender finden, je mehr man im Uebrigen Ursache hat, die nach der Seite des Doctrinale hin bestehenden Veranstaltungen fast durchaus als zweckgemäß und großentheils als vortrefflich zu bezeichnen. Hatte der Stipendiat schon an seinem Repetenten einen sachkundigen Berather zur Seite, zu dem er sich nur in ein freundliches Verhältniß zu setzen brauchte, um die beste Handreichung für sein Studium zu finden, so waren nun die wöchentlichen Repetitionen, welche ja in den für das betreffende Semester maßgebenden Hauptfächern von den Repetenten in dialogischer und examinatorischer Form gehalten wurden, es waren ferner die Disputirübungen, soweit dabei die Kandidaten wirklich thätig waren — bei andern freilich herrschte ein böser Schlendrian — es waren vor allem die regelmäßigen schriftlichen specimina über wissenschaftliche Fragen aus dem Gebiete des jeweiligen Hauptstudiums, welche von den Repetenten korrigirt und wenigstens seit 1793 mit dem Einzelnen eingehend besprochen wurden, in Wahrheit ganz ungemein ersprießliche und überaus wirksame Hilfsmittel, um den Eifrigen zu fördern oder stockendes Interesse bei einem Andern neu zu beleben, jedenfalls in eine tiefere und selbständigere Behandlung der Wissenschaft einzuführen. Und

wenn die Semestralprüfungen, bei richtigem Betrieb, den Vortheil boten, zu tüchtiger Vorbereitung zu nöthigen und dem Einzelnen einen Ueberblick über sein Wissen und Können zu gewähren, so war auch die Lokation, welche, alljährlich gedruckt, Gemeingut des württembergischen Klerus wurde und in ihrer definitiven Gestalt sogar in die Stammrolle der Geistlichkeit, und in das „Magisterbuch" überging, sehr geeignet, einen energischen Reiz auf halbwegs Empfängliche auszuüben.

Es mag wohl sein, daß anderwärts, zumal in Verbindung mit dem Lektionenzwang, die Fülle dieser besondern Veranstaltungen die Gefahr einer geistigen Dressur hätte in sich schließen mögen: hier ist von einer solchen Wirkung niemals eine Spur zu entdecken gewesen. Der schwäbische Stamm ist vermöge seines angebornen Unabhängigkeitsgefühls, vollends in wissenschaftlichen Dingen, an sich wohl am wenigsten einer künstlichen Abrichtung zugänglich, und im Stift hat in allen den Zeiten, welchen überhaupt eine höhere Regsamkeit eigen war, der gediegene Charakter der philologischen und philosophischen Vorbildung vollständig dafür gesorgt, daß eine Richtung dieser Art nicht aufkommen konnte. Dies zeigt sich schon an dem Geiste der Kritik, der allgewaltig in dieser jugendlichen Welt geherrscht hat, ebenso entschieden im Wechselverkehr an einander wie von allen zusammen an den Vorstehern und Lehrern geübt.

Ganz im Gegentheil dürfen wir geradezu als den innersten Kern der Stiftserziehung und als das köstliche Kleinod, das alle Beschränkungen, alle Mängel und Schäden der Disciplin aufzuwägen im Stande war, die Unabhängigkeit des Denkens, die Selbständigkeit der

Forschung und jene innere Hochachtung vor der Wissenschaft bezeichnen, welche ihr Wesen und ihre Aufgabe einzig in dem reinen und lautern Suchen der Wahrheit erkennt. Ueberall in die Tiefe zu dringen, alle Fragen der Wissenschaft auf ihr Princip zurückzuführen und in ihrer innern Verkettung aufzufassen, die Sache von der Person zu trennen, mit ehrlichen Waffen zu kämpfen und jeden ehrlichen Gegner, jede redliche Ueberzeugung zu achten — das sind Stücke jenes ungeschriebenen Codex, der, soweit ich sehen kann, in allen geistig frischen Perioden das Gesammtverhalten derjenigen bestimmt hat, auf welche man im Stift selbst als auf die eigentlichen Vorbilder achtete, und ich wollte mich anheischig machen nachzuweisen, daß von den überaus vielen, in der Wissenschaft oder im Leben bedeutend gewordenen Männern, welche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts etwa, aus dem Stift hervorgegangen sind, weitaus die überwiegende Zahl in hervorragendem Maße durch die eben bezeichneten Merkmale sich auszeichnet.

Es wäre in der That eine lohnende Aufgabe, wenigstens für eine bestimmte Periode, z. B. diejenige, welche der von uns behandelten vorausgeht, die Zahl der „Stiftler," welche nachher im Leben zu einer ausgeprägten und heute noch nachweisbaren Gestalt gelangt ist, im Einzelnen zu verfolgen, und aus diesen Einzelzügen ein Gesammtbild von dem zusammenzustellen, was das Stift gleichsam als character indelebilis seinen Zöglingen auf ihren Lebensweg mitgab. Es sind merkwürdige und zum Theil weit auseinander gegangene Gestalten, darunter diese Spittler, Planck, Stäudlin, diese Lebret, Storr, Flatt, diese Paulus, Niethammer, Reinhardt — es wären ihrer noch Viele zu nennen — und mannigfaltig gewiß würde

auch jenes Gesammtbild sich gestalten, aber gewisse Bestimmtheiten, wie im Benehmen, in der Art zu leben und sich zu geben, so auch in der Stellung zur Wissenschaft würden unzweifelhaft als gemeinsame Frucht der Anstalt sich ergeben, welche durch die ganze Art ihrer Organisation so besonders geschaffen war, ihre Söhne mit einer ausgesprochenen Tinktur fürs ganze Leben zu entlassen.

Denn unter diesem Gesichtspunkt angesehen, mußte auch die Klausur, welche die Bewohner des Hauses ganz auf sich und ihren wechselseitigen Verkehr anwies, mußte sogar jener an sich kleinliche Geist einer niedrig aufgefaßten Disciplin, so wenig damit seine wirklich üblen Folgen verdeckt werden sollen, in gewissem Sinne für das wissenschaftliche Ergebniß förderlich werden.

Der Druck, der wohl Einzelne verbittern, Manche verstimmen mochte, war doch in keiner Weise unerträglich, und indem er das innere Gefühl der Unabhängigkeit zu lebhafter Reaktion aufrief, führte er um so mehr Alle, oder doch die geistig Lebendigen auf dem gemeinsamen Schauplatz der wissenschaftlichen Fragen, der geistigen Interessen zusammen.

Wie Württemberg inmitten der andern Länder, so war in Württemberg selbst das Stift eine kleine Welt für sich, von ihren eigenen Gedanken und Interessen, von ihren besondern Begriffen über Ehre und Schande bewegt, eine Welt, in der die Kämpfe der Wissenschaft, welche draußen in literarischen Fehden die Gelehrten in Athem erhielten, in lebendiger Wechselrede, nicht ohne kräftigen Witz und scharfe Satire, von Mund zu Mund durchgefochten wurden, eine Welt, in der sich der helle Kopf, der feine Denker, der tüchtige Charakter, die originelle Natur, je ihre

Stellung, ihre Anerkennung zu erringen wußten, und wo sich aus dem bunten Spiel dieser durch einander wogenden Elemente ein höchst erregtes und auch den Trägeren erregendes geistiges Leben gestaltete.

Gewiß, wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß hier, in den Privatstudien des Einzelnen und dem geistigen Zusammenleben Aller der eigentliche Nerv des Stifts in seiner Bedeutung lag, so würde der einzige Hinweis darauf genügen, daß jene Zeit, die so bedeutende Talente im Stift erwachsen sah, unter den Lehrern kaum einen hervorragenden Mann und der Mittelmäßigkeiten mehr als genug aufzuweisen hatte, wie das aus den Biographien der Einzelnen längst bekannt ist und namentlich von Schelling und Hegel in ihren ersten Briefen mit vernichtender Offenheit ausgesprochen erscheint.

Wenden wir uns denn nun noch einmal nach unsern Freunden um und sehen wir zu, wie sie sich zu dieser merkwürdigen Umgebung stellen. Zwar der Stoff, über den wir gebieten, ist nicht reich, und des Neuen über sie haben wir wenig beizubringen. Aber erkennen läßt sich darum doch, wie auf den einen und den andern von ihnen die neuen Anregungen gewirkt haben.

Durch den Erfund des „Carentengatters" freilich und die Erwähnungen in den herzoglichen Admonitionsreskripten werden wir unser Urtheil über sie nur wenig bestimmen lassen. In den Caritionen stehen sich Hegel und Hölderlin anfänglich ziemlich gleich, sie halten sich in mäßigem Durchschnitt, und die einzelnen Strafen sind fast durchaus durch Wegbleiben vom Gebet oder der Kirche oder Versäumen der Lektion veranlaßt, bis Hegel auf „Fabian-Sebastian" 1790 plötzlich mit 18 Caritionen im Gatter steht und nun

auch sofort unter dem 12. Februar ernstlich verwarnt wird. Ein Jahr darauf bringt ihm wiederum derselbe böse Fabian-Sebastian gar 2 Stunden Karcer; er ist von einem mehrtägigen Urlaub zurück eine Stunde zu spät angekommen, weil sein Rößlein „unterwegs schadhaft geworden,“ in Wahrheit aber, wie der Ephorus anzunehmen geneigt ist, weil ihm zwei lustige Freunde, Finck und Fallot, unerlaubt entgegengeritten sind. Sein Unglück will, daß gerade in diesem Vierteljahr sonst nichts von Bedeutung vorgefallen ist, wie nun der Bericht an den Herzog hervorhebt, der Zustand des Stipendiums dürfte seiner gnädigsten Zufriedenheit diesmal nicht unwürdig sein, „außer daß der St. Hegel wegen eines den Umständen nach nicht eben vorsätzlichen, sondern mehr unachtsamen repetiti seri accessus ad portas den Statuten gemäß mit einer Incarceration bestraft worden ist.“ So geht nun auch das Admonitionsreskript einzig auf den Armen, der aber trotzdem auch am dritten „Fabian-Sebastian“ 1792 „ernstlich bedeutet werden muß, daß er das nächstemal bei gleich viel Caritionen (21) unfehlbar incarcerirt werde.“

Auch Schelling, der anfangs nur mit kleinen Zahlen im Gatter steht, scheint, nachdem er zum Primus seiner Promotion vorgerückt ist, sich in dieser Richtung, namentlich durch gehäufte Lektionsversäumnisse, hervorthun zu wollen, und am 4. September 1792 sagt das Reskript von ihm: „da es Uns allerdings auffallen mußte, daß St. Schelling wegen 29 Caritionen notirt ist, so habt ihr ihn nachdrücklich zu erinnern, daß er als Primus seiner Promotion mit einem guten Beispiel vorangehen und sich daher den Klostergesetzen genau fügen solle.“

Aus den Semesterzeugnissen der Repetenten ist nicht

viel über unsere Freunde zu entnehmen: Die beiden ersten Rubriken, Begabung und Fleiß, sind ziemlich stabil, bei Hölderlin und Hegel regelmäßig: ingenium bonum, diligens, bei Schelling ingenium felix, studia urgens. Das dritte Zeugniß aber, die Sitten betreffend, richtet sich immer genau nach dem Gatter und hat keinerlei selbständigen Werth. Bei Hölderlin und Hegel sind die mores anfangs boni, dann mit der steigenden Zahl der Carітionen nur noch probi oder recti, bei Hegel einmal (Georgii 1791) sogar languidi; bei Schelling findet man sich mit der Rücksicht für den Primus durch die feine Wendung ab: mores boni quidem, sed ad leges non prorsus adstricti, was dann mit irgend einer kleinen Modifikation jedes Semester sich wiederholt.

Sehr verwunderlich aber muß man es finden, wenn man in den Admonitionsreskripten plötzlich von dem zarten und feinen Hölderlin zu lesen bekommt: er sei „alles Ernstes zu vermahnen, sich zuverlässig zu bessern, daß man nicht zu reellen Korrektionen genöthiget werde.“ Zeigt sich nun gar, daß er auf 6 Stunden incarcerirt gewesen ist und zwar „ob publicas injurias ergo ludimagistrum,“ so wird man fast erschrocken zu dem Protokollbuch greifen. Da steht denn unter dem 16. November 1789 dieser Bericht zu lesen: „Vorigen Dienstag, den 10. dieses, brachte bei mir dem Ephoro bei einbrechendem Abend der hiesige Mägdleinprovisor Majer folgende Klage an. Er sei die Münzgasse herunter gegangen, neben ihm her sei ein Stipendiat gekommen, vom Neuen Bau gegenüber sei dieser von einer Seite der Straße auf die andre auf ihn zugeloffen, und hab' ihm den Hut von dem Kopf auf den Boden geschlagen mit den Worten: „weiß Er, daß es

Seine Schuldigkeit ist, vor einem Stipendiaten den Hut abzunehmen?" Er, Kläger, habe sich sodann gegen den Stipendiaten erklärt, er wolle sogleich eine Anzeige bei dem Ephoro machen, der Stipendiat habe erwidert, es sei ganz recht, er wolle mit ihm gehen. So seien sie beide durch den Burschhof gegen das Ephorathaus gegangen, unter dem Haus aber habe sich der Stipendiat getrennt und sei zum Klosterthor hereingegangen. Er, Provisor, habe gleich unter dem Thor gefragt, wer der Stipendiat sei, und zur Antwort bekommen: er heiß' Cand. Hölderlin. Da er doch in einer öffentlichen Schule stehe, so sei ihm darum zu thun, Satisfaktion zu haben. Ich, der Ephorus, ließ sogleich nach geendetem Abendessen den Cand. Hölderlin vortreten. Er leugnete auch die Sache nicht und berief sich nur darauf, daß der Provisor sichs ganz eigentlich zur Gewohnheit mache, vor keinem Stipendiaten den Hut abzunehmen. Ueberhaupt aber bezeigte sich der Beklagte bei seiner Entschuldigung anständig und bescheiden. Incarceretur horas 6 ob injurias u. s. w. Dem Provisor soll aber auch durch den Herrn Special Dr. Märklin bebitten werden, daß er es künftig an der Höflichkeit gegen die Stipendiaten nicht ermangeln lassen soll."

Wie eigen tritt dieser rasche Zug einer burschikosen Keckheit aus allem dem hervor, was wir sonst von Hölderlins Art um diese Zeit erfahren! Ist es doch fast, als hätte ihn die neue Umgebung, die Luft des Stifts mit einem kühnen Selbstgefühl erfüllt, und doch erkennen wir darin wieder dieselbe Energie der unmittelbaren Empfindung, die uns von früher her in der Erinnerung steht. Aber wie deutlich malt sich auch in dem Protokoll der gewinnende Eindruck, den das liebenswürdige Wesen des schönen

Jünglings auf seinen Richter geübt hat! Denn dies ist das allgemeine Urtheil über ihn: als eine erlesene Natur von feinerer und höherer Bildung erschien er den Studiengenossen, und wenn er vor Tisch wohl auf- und niederging, war ihnen, als sähen sie Apollo durch den Saal schreiten.

Ueberaus anziehend ist, was Rehfues, der spätere Curator der Bonner Hochschule, geboren in Tübingen 1779, in einem autobiographischen Fragment (kürzlich von A. Kaufmann in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Neue Folge. Dritter Jahrgang, 1874, mitgetheilt) Seite 109 aus seinen Erinnerungen an die Musikaufführungen im Stift erzählt, denen er als „Singknabe" anwohnte.

„Merkwürdigerweise ist mir davon niemand im Gedächtniß geblieben, als der unglückliche Hölderlin. Er spielte die erste Violine, und ich hatte als erster Sopran neben ihm meine Stelle. Seine regelmäßige Gesichtsbildung, der sanfte Ausdruck seines Gesichts, sein schöner Wuchs, sein sorgfältiger, reinlicher Anzug und jener unverkennbare Ausdruck des Höheren in seinem ganzen Wesen sind mir immer gegenwärtig geblieben. Ich bin ihm nicht näher gekommen, und ich habe ihn später nie wieder gesehen. In meinem Gedächtniß steht er mit der Violine in der Hand und dem Ausdruck der nickenden Hinwendung zu mir, wenn ich mit meiner Stimme einhalten sollte."

Von einer zarten Hoheit umgeben, lebte er wie in einer eigenen Welt, hoch emporgehoben über das gewöhnliche Treiben um ihn her. Anfangs ist er in besonderer Beziehung zu den zwei ältern dichtenden Freunden Magenau und Neuffer, und mit ihnen an jenem großen, wunderschön gebundenen „Bundesbuche" arbeitend, in das die vollkommensten Gedichte der Bundesglieder an den

„Aldermannstagen“ aufgenommen wurden und das, noch jetzt im Besitz von Professor C. Schwab, mit seinen schön und rein beschriebenen und den noch viel zahlreicheren weiß gebliebenen Blättern eine ehrwürdige Reliquie aus einer bedeutungsvollen Zeit ist.

Bald aber führt ihn die gemeinsame Begeisterung für das schöne Hellas und zumal für Sophokles' Antigone auch mit dem von Stuttgart gekommenen Hegel zusammen, in dessen nunmehriger Erscheinung uns verschiedene Züge neu anmuthen.

Der pedantische Ernst und die unergründliche Nüchternheit des Gymnasisten hat „einer gewissen Jovialität und Kneipenbehaglichkeit Platz gemacht, die ihn auch zum angenehmen Gesellschafter machte.“ [1] Statt jener ausnehmenden Regelmäßigkeit und methodischen Lebensführung ist jetzt „etwas Desultorisches, ein genialisches Betragen“ zu bemerken, „das mit den Klosterstatuten nicht immer im Einklang ist.“ Eine derbe Behaglichkeit, die sich völlig gehen ließ, stand ihm wohl zu Gesicht, und wenn Hölderlin verehrt wurde, so „war er, und mit Recht, bei Allen wohl gelitten.“ Aber „er galt für ein lumen obscurum.“ In der That hat Hegel nach der allgemeinen Aussage im Stift keine Probe einer über das Tüchtige hinausgehenden Begabung gegeben: er ist, ob auch in dem oder jenem Punkte anders sich gebend, noch immer derselbe Hegel, wie wir ihn kennen, der ruhig Stetige, hinter dessen wenig bewegter Außenseite, ihm selbst halb unbewußt, tiefere Bildungen sich vorbereiten.

[1] Worte von Leutwein, dem Primus der vorangehenden Promotion, in einem Brief an Schwegler, von diesem mitgetheilt in den Jahrbüchern für Gegenwart, Jahrgang 1844, S. 675 ff. Die frühere Skizze Schweglers über Hegels Stiftszeit in der Zeitung für die elegante Welt 1839, Nr. 35—37 konnte ich nicht bekommen.

Gewöhnlich wird der angebliche „Umschwung," der das konsequente wissenschaftliche Streben erst in ihm geweckt habe, auf den Mißmuth über eine Hintansetzung zurückgeführt, indem der von Stuttgart mit ihm in die Promotion eingetretene Märklin in der Lokation über ihn gesetzt wurde, wozu „Hegels genialisches Betragen und sein unregelmäßiger Kollegienbesuch wenigstens den Vorwand gegeben haben soll" (a. a. O. S. 677). Die Zeitfolge würde zu dieser Ansicht allerdings stimmen: denn die Zurücksetzung Hegels, der bis dahin der Vierte gewesen war, hinter Märklin (wobei übrigens der bisherige tertius Hesler der Fünfte wurde, also Hegel im Grunde seinen Platz behielt), erfolgte allerdings unmittelbar nach der ersten Verwarnung von Fabian-Sebastian 1790. Doch werden wir, wenn wir Hegel auch nachher in der bisherigen Art weiterleben sehen, weit eher geneigt sein, unserer früheren Anschauung zu folgen, daß seine Natur zu jenen langsam aber sicher und tief innerlich sich entwickelnden gehörte, die, ohne Glanz der Erscheinung, lange für spröde und unfruchtbar gelten, bis die still gesammelte Kraft mit der richtigen Aufgabe auch das lösende Selbstgefühl gewinnt, und wenn in dieser Entwicklung noch ein von außerhalb der geraden Linie wirkender Reiz angenommen werden soll, so dürfte er später anzusetzen und in der Beziehung zu Schelling zu suchen sein, dessen riesenschneller Entfaltung Hegel mit innerlicher Antheilnahme folgt, bis er, lange nach der Stiftszeit, ihn an einem Punkte angelangt findet, wo eben in Folge jener Raschheit er, der langsam Stetige, sich ihm überlegen fühlt.

Denn mittlerweile ist nun, wie ein Meteor an dem Stiftshimmel, dieser Schelling aufgegangen, als praecox

ingenium von dem eigenen Vater beim Eintritt charakterisirt, und wie mit magnetischer Anziehungskraft alles an sich ziehend, was, ob auch von Andern minder beachtet, einen selbständigen Werth und eine originale Anlage in sich birgt.

Es war eine merkwürdige Weltepoche, als dieses wunderbare und wie mit elektrischer Kraft mit allem Neuen in der Zeit sich berührende Talent im Jahr 1790 in den bisherigen Stiftskreis hereintrat. Eine gewaltig und siegreich emporsteigende Literatur hatte überall im deutschen Volke Lebenskeime geweckt, hoch im Norden des deutschen Landes war eine neue Philosophie erstanden, mit mächtigem Weckruf an die innersten Kräfte des Wollens und Denkens appellirend, drüben aber über dem Rhein war eine neue Aera der Weltgeschichte angebrochen, Tag um Tag brachten die Zeitungen aufregendere Nachrichten von dem Sieg der Ideen, welche die begeisterte Jugend aus Rousseau wie nicht minder aus den Klassikern des Alterthums geschöpft hatte, und im Stift selbst waren es die Mömpelgarter, welche, persönlich aufs Aeußerste erregt, alles was von dort kam, noch mit aktuellem Leben erfüllten.

Da war nun Schelling trotz seiner Jugend der richtige Dollmetscher der bunt durch einander treibenden Zeitelemente, mit dem ahnenden Tiefblick seines genialen Instinkts hat er aus Allen heraus die zwei erkannt, in denen mit der höchsten Intelligenz zugleich die höchste Energie des der Zukunft zugewendeten Gefühls lebt. Mit ihnen sucht er das engere Band in gemeinsamer Liebe zu den Griechen, zu Platon, zu Kant und Spinoza, zu Rousseau und den Ideen von 1789. Hier, in diesem Kreise, vertieft, verdichtet sich die Gährung der Zeit. Hier wird, was

Andern getrennt und weit auseinanderliegend erscheint, nicht einzeln, sondern im tiefen Lebenszusammenhang, als Elemente eines neuen Weltbildes erfaßt, und kühn und unverdrossen die Brust im Morgenroth des anbrechenden Tages badend, streben die begeisterten Jünglinge sich ganz und völlig mit dem Lebensinhalt der neuen Zeit zu erfüllen, die sie auf allen Bahnen, im Staat, in der Gesellschaft, in der Kunst, in der Wissenschaft, in der Durchdringung der beiden, in einer mächtigen und allgemeinen Verschmelzung von früher getrennten Elementen hereinbrechen fühlten.

Der Hellenismus, die Philosophie als Inbegriff der ganzen Geisteswelt, und das neue Gesellschaftsideal — das sind die Säulen ihrer neuen Weltanschauung, das alte, von Spinoza erneuerte „All' und Eine" wird ihr mystischer Wahlspruch, und wenn Hegel drei Jahre später (1796) von dichterischer Begeisterung erfaßt mit glühendster Sehnsucht jener Tage gedenkt, dann tritt erhebend das Bild des Bundes vor seine Seele,

„Des Bundes, den kein Eid besiegelte:
Der freien Wahrheit nur zu leben,
Frieden mit der Satzung,
Die Meinung und Empfindung regelt, nie, nie einzugehn!"

Fürwahr, es ist ein wunderbares Bild, dieser Bund der Drei inmitten der alten, dumpfigen Klostermauern des Stifts, umstrahlt vom Schimmer der Zukunft. Als Hegel jene Zeilen schrieb, in dem mystischen Gedicht Eleusis, das uns zum erstenmal den tieferen Blick in die lange verhaltenen Schätze seines Innern eröffnet, zum erstenmal die sichere Andeutung von seiner großen Zukunft gibt, da hatte

Hölderlin bereits mit dem ersten Fragment seines Hyperion, den Gedanken des Bundes tiefsinnige Worte leihend, des großen Schiller liebevolle Achtung erworben, Schelling aber — ein nie gesehener Anblick — als zwanzigjähriger Jüngling, noch in den Mauern des Stiftes weilend, in kühnem Aufschwung, dem kühnsten der Zeit, der ihrem dunkeln Wogen und Ringen den schärfsten und entschlossensten Ausdruck gab, dem gewaltigen Fichte als Ebenbürtiger sich an die Seite gestellt, und Hegel ruft ihm aus der Ferne begeistert zu: „Vernunft und Freiheit bleiben unsere Loosung und unser Vereinigungspunkt die unsichtbare Kirche!" (Rosenkranz S. 69.)

Wie sehr aber die intensive Kraft des Gährungsprozesses, der jeden Einzelnen von ihnen erst recht zu dem gemacht hat, was er werden sollte, gesteigert ward durch die Atmosphäre des Stiftslebens und die ganze Art dieser in sich abgeschlossenen und von geistigen Interessen bewegten Gemeinschaft, glauben wir im Vorhergehenden genügend angezeigt zu haben.

Es stellte, wie immer, das Bild Altwürttembergs im Kleinen in sich dar: viele Mängel im Einzelnen, große Einseitigkeiten, ein schwerer Ballast von nachgeschleppten Resten aus alter Zeit; aber im Kern gediegen und tüchtig und darum die rechte Pflanzstätte kernhafter Naturen und bedeutender Erscheinungen.

In diesem Sinne dem Stift und Altwürttemberg überhaupt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, möge mit eine Wirkung dieser von dankbarer Erinnerung eingegebenen Schrift sein.

# Hölderlin, Hegel und Schelling

in ihren schwäbischen Jugendjahren.

Von

**Julius Klaiber**
Professor am Realgymnasium in Stuttgart.

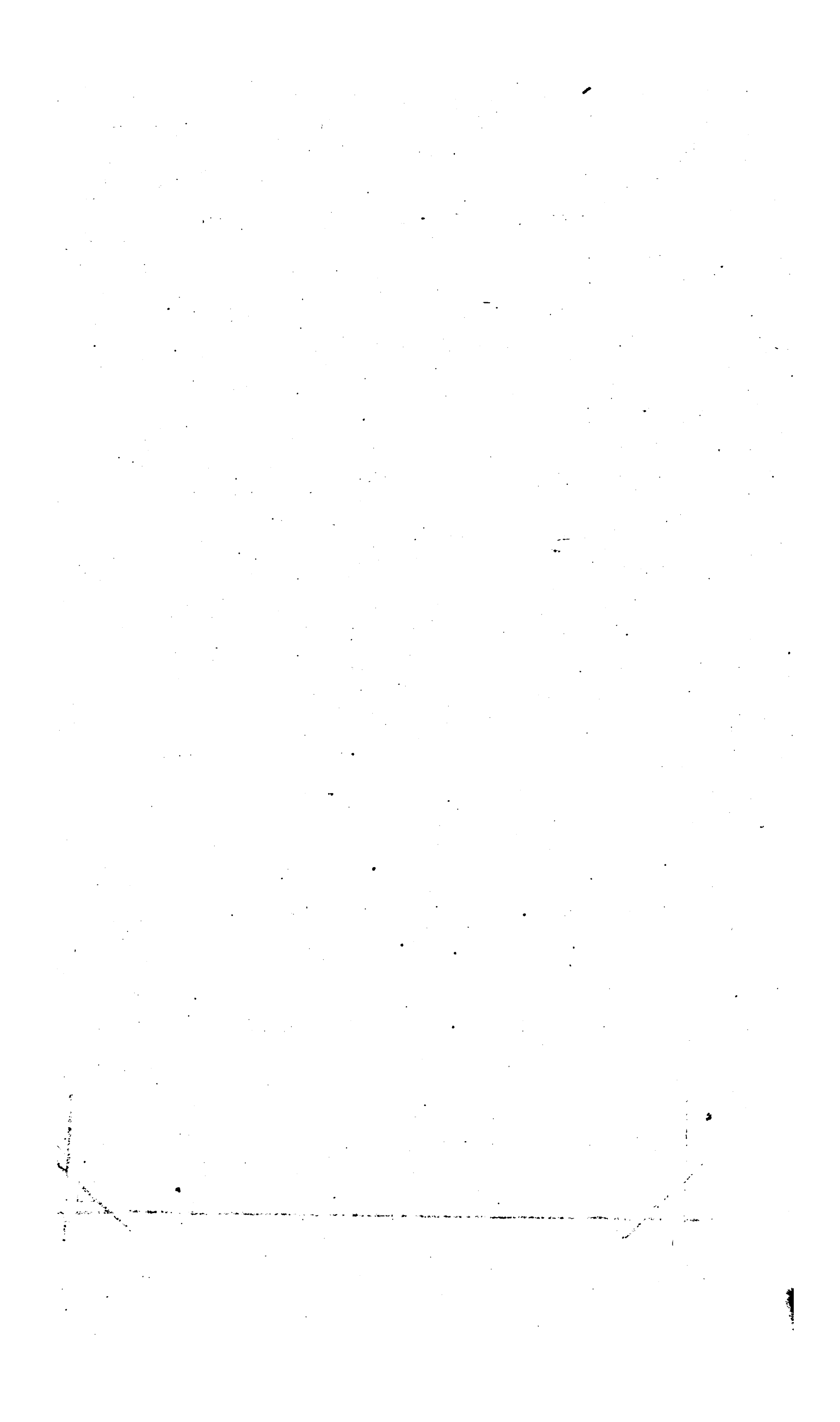
---

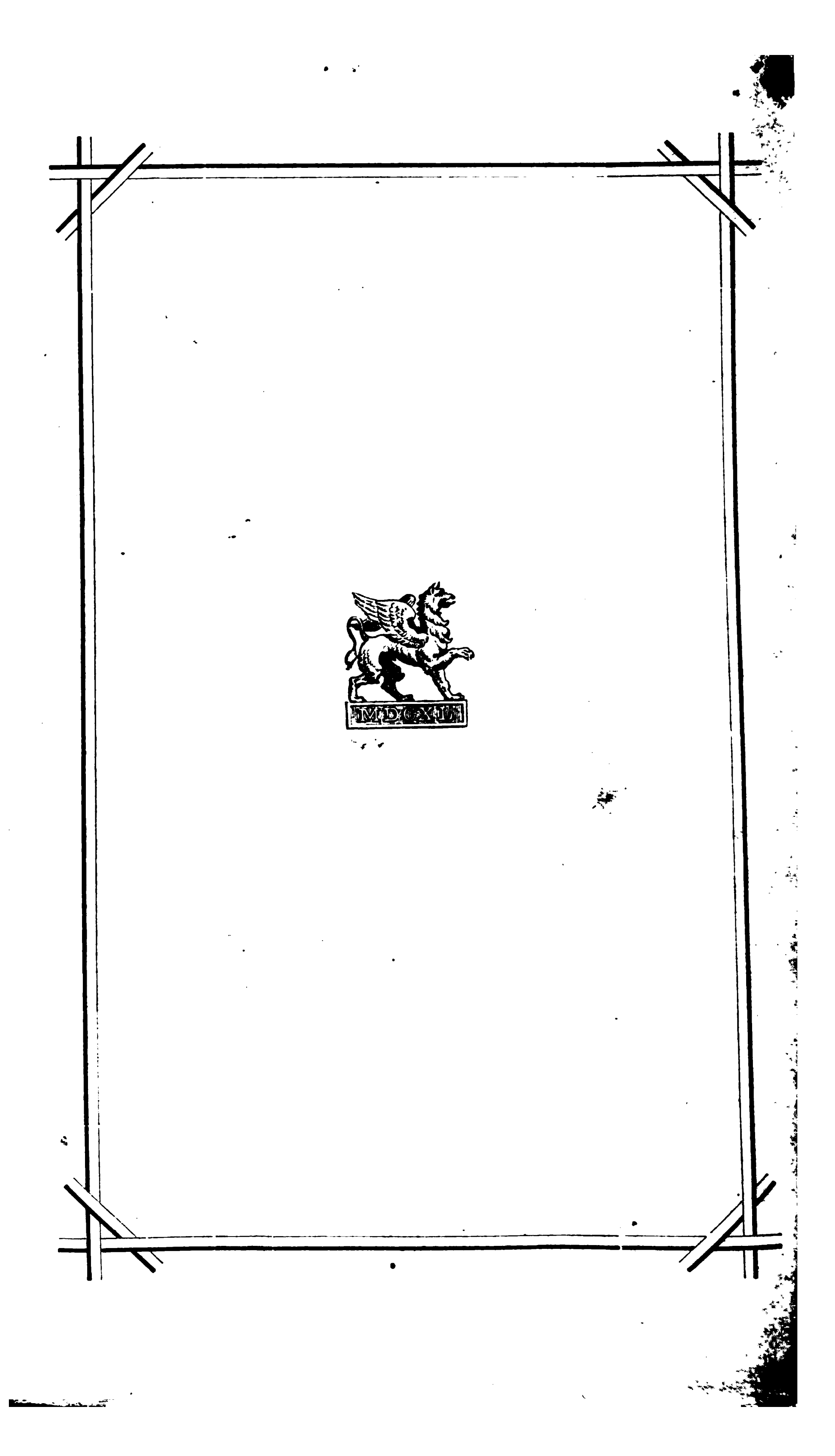
## Eine Festschrift

zur Jubelfeier der Universität Tübingen.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1877.


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA




MDCXII



